daunlots.
internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs
am museum eslohe.
nr. 72

Dai van der Stroten

Menschen des Straßenlebens
in der Mundartlyrik Christine Kochs
und in der Geschichte des Sauerlandes

eslohe 2014

In unserer Reihe „daunlots“ sind zu Christine Koch auf www.sauerlandmundart.de ebenfalls folgende Ausgaben erschienen:

Christine Koch (1869-1951). Biographie im Überblick, Werkbeispiele, aktualisierte Bibliographie. Bearbeitet von Peter Bürger. = daunlots nr. 2. Eslohe 2010.

Hochdeutsches Arbeitsbuch zur Mundartlyrik von Christine Koch (1869-1951). Bearb. Peter Bürger. Eslohe 2010. = daunlots nr. 3. Eslohe 2010.

Peter Bürger (Bearb.): Nationalkonservative, militaristische und NS-freundliche Dichtungen Christine Kochs 1920-1944. = daunlots. nr. 59. Eslohe 2012.

Dampf Land Leute
MUSEUM ESLOHE

Impressum

P. Bürger (Bearb.): Dai van der Stroten – Menschen des Straßenlebens in der Mundartlyrik Christine Kochs und in der Geschichte des Sauerlandes. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 72. Eslohe 2014. www.sauerlandmundart.de

Das Foto auf dem Deckblatt zeigt den „Fechtbruder“ Robert Groß, in Voßwinkel bezeichnender Weise auch „Schnupfe-Huste“ genannt – vgl. zu ihm: Mette 1932; Bürger 2013, S. 277-282.
(Original im Archiv „Arbeitskreis Dorfgeschichte Voßwinkel e.V.“)

Inhalt

I. Menschenrecht und Gottes Siegel
Christine Koch (1869-1951) als Anwältin der sogenannten Fahrenden 5

1. Arme als „Herrgottsgäste“ bei den Kochs 7
2. „Besen-Willi“, „Stiuken-Fritze“ und „Zither-Emil“ 8
3. „Musikanten, Vigelanten“ 9
4. „Un all’ het se Menskenrecht“ 13
5. Nachtrag zur Straßennamendebatte: „Und Christine Koch?“ 15

II. „Feyfhundert Muaren Hiemmelblo“
Christine Kochs (1869-1951) Vagantenlieder und andere Mundartgedichte 20

1. Et was mol 20
2. Bummelanten 22
3. Feyfhundert Muaren Hiemmelblo 23
4. Landstrotenliäwen 25
5. Zigeunergeige 27
6. Musekanten 29
7. Fahrend Volk 31
8. Hiärguattsgäste 32
9. Dai van der Stroten 34
10. Brauer am Wiäge 36
11. Kaffemütterken 37
12. Äok en Wintersport 38
13. Allersäilen 39
14. Vagantenlaier (1 – 12) 41

III. Korbflechter und Lumpensammler
Notgewerbe und Kleinhandwerke der Armen hatten
in früheren Zeiten eine wichtige wirtschaftliche Funktion 52

1. „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall!“ 53
2. Die Eroberung wirtschaftlicher Nischen 55
3. Im Wegwerfzeitalter haben Flickhandwerke keine Konjunktur mehr 60

IV. „Wohin mit den Armen?“
Christliche Barmherzigkeit und staatliche Politik
passten nicht immer harmonisch zusammen 62

1. Der Ansatz der preußischen Reformer 63
2. Das Landarmenwesen 64
3. Handwerksburschen und Wanderarme 65

V. „Der Mond über Lüdenscheid“
Die unglaubliche Karriere des „Kiepenlisettken“ 69

1. Romantisierte Armut – eine lange Tradition 70
2. Eine märkisch-sauerländische Kurzwarenhändlerin wird zur Kultfigur 71
3. Was weiß man denn über die wirkliche Lisette? 74
4. Was Tilly Grüber über das „Kiepenlisettken“ schreibt 75
5. Literatur zum „Kiepenlisettken“ 76

VI. „Feierabend auf dem Biedermeiersofa“
Vom Tagelöhner zum Kleinbauern – soziale Aufstiegsträume im 19. Jahrhundert 78

1. Die Lebenswirklichkeit der Beilieger und Tagelöhner 79
2. Die „Behelpers“ mussten viele Arbeiten kombinieren 80
3. „Andre, die das Land so sehr nicht liebten, war’n von Anfang an bereit, zu gehn“ 81
4. Der Traum: ein eigenes Häuschen und eine kleine Landwirtschaft 82

VII. „Die Marketender!“
Aus der Dorf-Chronik von Sallinghausen 84
VON HEINRICH HEYMER, LANDWIRT

1. Der Marketender Caspar Wrede, Wenholthausen 85
2. Die Niggenhäusers vier Gebrüder 86
3. Eickelmann und Heinemann 87

VIII. Literaturverzeichnis (mit Kurztiteln) 88

I.
Menschenrecht und Gottes Siegel
Christine Koch (1869-1951) als Anwältin der sogenannten Fahrenden

Die ersten vier Abschnitte dieses Beitrages sind – abgesehen von einzelnen Ergänzungen und Änderungen – ein kleiner Auszug aus der Studie „>Kötten< und >Hiärguattsgäste<: Auch im katholischen Paradies der kleinen Leute sind nicht immer alle Menschen gleich“ (im Buch: *Bürger*, Peter: Fang dir selbst ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland. Eslohe: Museum Eslohe 2013, S. 161-312[1]).

Auffällig ist, wie zahlreich „Fahrende“ im Werk der sauerländischen Mundartlyrikerin Christine Koch (1869-1951) anzutreffen sind (Koch 1992). In den entsprechenden Abschnitten des ersten Bandes der Esloher Werkausgabe findet man Gedichttitel wie *„Bummelanten“*, *„Landstrotenliäwen“* (Landstraßenleben), *„Zigeunergeige“*, *„Musekanten“* oder *„Fahrend Volk“*. Hier begegnet uns zunächst überwiegend ein buntes, lustiges Treiben unter freiem Himmel: „Feyfhundert Muaren Hiemmelblo, / Dät is meyn Biuerngutt (Fünfhundert Morgen Himmelblau, / Das ist mein Bauerngut ...).“ Manche, aus bürgerlicher Sicht wenig tugendsame Überlebensstrategien werden in Ich-Form selbstbewusst vorgetragen; nicht immer kann die Dichterin bei ihrem Augenzwinkern den eigenen Standort in der Gesellschaft glaubwürdig verbergen. Zu den humoristischen Texten gehört auch das Lied *„Et was mol“* über zwei Generationen einer Zwirnsfaden-Händlerfamilie (anders als bei der irischen „Molly Malone“ fehlt darin die tieftragische Färbung).

In manchen Gedichten werden die „Fahrenden“ ähnlich wie in der „Zigeunerromantik“ verklärt. Sie stehen für ein von Alltagsnot, Arbeit, Besitz und Pflicht befreites Leben, das den Ruf zur Weite vernommen und die Enge hinter sich gelassen hat. Solche Texte entsprachen in keiner Weise den Erwartungen an eine „Heimatdichterin“. Die Projektionen des Wunsches nach Ungebundenheit findet man freilich auch bei anderen Zeitgenossen.[2]

---

[1] Vgl. zu diesem Buch Werbe-Dossier und Register im Rahmen unserer Internetreihe: *„Fang dir ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland“*: Vorstellung des Buches, Inhaltsverzeichnis, Namens- und Ortsregister zur Druckausgabe. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 68. Eslohe 2013. www.sauerlandmundart.de

[2] So fragt der 1899 geborene Landarbeiter und spätere Schneider Paul Blischke aus Langenbochum bei Herten: „Waren die fahrenden Leute wirklich Fürsten in Lumpen und Loden? Ich meine es nicht. Aber jeder von uns hat wohl irgendwie in seinem Leben einen Drang nach Freiheit verspürt, wollte einmal ledig sein all der Bindungen, die ihm die Gemeinschaft aufzwingt, und hat sich dann doch der gewohnten Ordnung wieder gefügt“ (zit. Strotdrees 1996, S. 90; vgl. ebd., S. 88-90 auch das Kapitel „Bärentreiber und Wanderhändler“). – Zu einem ähnlichen Lebensgefühl bei Christine Koch vgl. z.B. das Gedicht *„Unruihege Gäste“* (Koch 1992, S. 139).

Christine Koch als junge Frau mit Geige.

Besonders der Zyklus *„Vagantenlaier“* (Vagantenlieder), den Christine Koch Ende der 1920er Jahre[3] – offenbar für den Druck – in eine Reinschrift gebracht hat, vermittelt das genaue Gegenbild zu einer selbstzufriedenen Sesshaftigkeit (Texte →II). – Im „Vaganten“ steckt ja das lateinische Zeitwort „vagari“: „umherstreifen“ bzw. „ziellos unterwegs sein“. – In diesem Zyklus gilt Christine Kochs Sympathie den vagabundierenden Nonkonformisten, mit denen sie sich geradezu identifiziert: „>Wunderlich< häit ik, / Sin keinmol verdraitlik, / Meyn Liäwen genait ik, / Op de ganze Welt flait ik (>Wunderlich< heiß ich, / Bin keinmal verdrießlich, / Mein Leben genieß ich, / Auf die ganze Welt flöt’ ich).“ Bezeichnenderweise sind die *„Vagantenlaier“* zu Lebzeiten der Dichterin nicht veröffentlicht worden. Ob hier die im Rechtsaußenflügel der Heimatbewegung angesiedelten „Editoren“ ihres Werkes und freundschaftlichen Berater – Georg Nellius und Josefa Berens – vielleicht ganz gezielt für eine Ausklammerung jener Gedichte gesorgt haben, die den „Vaganten und Vigelanten“ – den Königen der Landstraße („Küeningen van der

[3] In vier Fällen weisen Autographen, die mit dem Zyklus „Vagantenlaier“ korrespondieren, die Jahreszahl 1929 (Nachweise im ersten Band der Esloher Werkausgabe auf S. 241f).

Stroten“) – huldigen? Mit Gregor Gog (1891-1945) war es ja ein Linker gewesen, der ab 1927 das Künstlerideal des „Vagabunden“ in der Weimarer Republik besonders nachdrücklich verfochten hatte. – Das Übergehen der „Vagantenlaier“ in den Koch’schen Veröffentlichungen bleibt jedenfalls erklärungsbedürftig.

1. Arme als „Herrgottsgäste“ bei den Kochs

In einer anderen Gruppe von Texten geht es bei Christine Koch nun aber um die wirklichen „Fahrenden“ und deren Nöte. In einem Gedichttitel werden diese als *„Hiärguattsgäste“* (Herrgottsgäste[4]) bezeichnet. Sie kommen des Weges, sind arm und bitten lediglich um ein Lager und ein Stückchen Brot. Christliche Barmherzigkeit, so meint die Dichterin, darf da keine leere Phrase sein. – Da das Grab einer armen, landfremden Frau am Fest Allerseelen ohne Schmuck bleibt, nötigt die Dichterin Wind, Mond und Sterne dazu, die würdige Beachtung zu übernehmen *(„Allersäilen“)*.

Entscheidend ist, dass es ihr mitnichten um eine bloß romantisierende oder fromme Verklärung von Armen, Heimatlosen etc. im Rahmen des literarischen Schaffens geht (Bürger 1993, bes. S. 46-48): Hinter allen Versen steht eine solidarische *Lebenspraxis*. Bezeugt ist die große Mildtätigkeit der Eheleute Koch in Bracht. Heinrich Orbana aus Heggen zitiert die Dichterin mit folgendem Ausspruch: „Ich freue mich, dass mein Mann ein Herz für die Armen hat, ich glaube, dass dies uns den Himmel öffnet. Es soll niemand leer aus diesem Haus gehen, selbst wenn er nur mit einem guten Wort beschenkt würde.“ Die jüngste Tochter Maria (Jg. 1912) hat mir Ende der 1980er Jahre mitgeteilt: „Wir hatten immer Leute auf dem Hof, die im Stall schliefen, und nie hat einer was angesteckt. Sie gaben aber vorher ihre Streichhölzer ab, weil rauchende Landstreicher im Heustall eine Brandgefahr gewesen wären. Die Fahrenden gehörten einfach mit zum Hofleben.“ Gisela Rosendahl hat noch 1937 nach einem Besuch im Haus der Dichterin mitgeteilt: „Mit barmherziger Liebe umfasst sie die Heimatlosen und Armen. Selbst [*sic*!] Zigeuner durften in ihrer Scheune übernachten. Ein fremder Waldarbeiter fand schon lange Zeit unentgeltlich Unterkunft und Obdach.“ Heute kann man sich bei uns außerhalb der Großstädte das Geschick von Unbehausten nur schwer vorstellen. Die Angelegenheit war zum Zeitpunkt des besagten Besuchs in Bracht aber noch kein abgeschlossenes historisches Kapitel. In einem Esloher Taufeintrag des Jahres 1936 ist z.B. knapp vermerkt: „Geboren in Püttmanns Stall. Vater [...] (Arbeiter, vagus).“

Eine Beschäftigung mit Werk und Biographie der „Sauerländischen Nachtigall“ vermittelt Einblicke in die vielfältige Szene der „Fahrenden“ (bzw. „Wandernden“) vor hundert und mehr Jahren. Bereits aus ihrer Kinderzeit erinnert sich Christine

[4] Bei Christine Koch sind die „Herrgottsgäste“ zunächst im Sinne von Matthäus-Evangelium 25,35-40 zu verstehen; die Dichterin geht aber auch von einem besonderen göttlichen Schutzsiegel für die – zumeist verachteten und besonders verwundbaren – „Fahrenden“ aus. – Vgl. auch eine von Woeste mitgeteilte märkisch-sauerländische Redensart: „Im Kreise Lüdenscheid sagt man von einem einfältigen und schwachsinnigen Menschen: >Hä es unser hiärguaot sinner lüi ëiner.< (Er ist einer von unseres Herrgotts Leuten).“ (Kuhn 1859,* S. 188)

Koch an eine alte landfahrende Frau, die auf dem elterlichen Hof in Herhagen nahe Eslohe-Reiste im Schuppen Unterkunft gefunden hatte. Diese liebte nichts so sehr wie eine gute Tasse Kaffee, bei der sie sich königlich fühlte. In ihrer Mundartlyrik hat die Dichterin diesem *„Kaffeemütterken“* ein Denkmal gesetzt (Übersetzung): „Ich hab’ ein steinaltes Mütterchen gekannt, / Dem war nichts lieber als ein Tröpfchen Schmand / In einem Schälchen guten Kaffee. / Und kam dann auch noch ein Klümpchen drin, / Grinste ‘s vergnüglich vor sich hin: / Ja, Kaffeekochen versteh’n wir. // Ein dünnes Löffelchen, schief und krumm, / In einem Tässchen ohne Henkel, rumdidumm, / Und einen Zwieback einzubrocken: / Das Mütterchen hätte für Silber und Gold / Mit keinem Könige tauschen gewollt, / Und es schlief in unserem Schuppen.“

Oft wurden die „Bummelanten“ in Bracht von den Dorfleuten auf die Höfe Koch oder Stratmann geschickt, die als freigebig bekannt waren. Christine Koch bestand darauf, dass diese ihre – meist warme – Mahlzeit in der Küche des Gasthauses aßen und nicht auf der Türschwelle. Erna Klostermann schrieb noch 1949 über die Dichterin: „Viel fahrendes Volk, Handel und Wandel über die sauerländischen Berge hinweg hat sie von ihrem Gasthaus in Bracht aus beobachten können, und ihre Gedichte von >Musekanten, Vigelanten<, von >Fahrend Volk< und vom >Brauer am Wiäge< sind auf ihre Erlebnisse als Wirtsfrau zurückzuführen.“ (Hier wird freilich der Dichterin nur die Rolle einer ganz unbeteiligten *Zuschauerin* zugewiesen, die das Leben der Fahrenden als Wirtin gleichsam von Berufswegen her verfolgt hat.)

2. „Besen-Willi“, „Stiuken-Fritze“ und „Zither-Emil“

Neben den „namenlosen“ Vaganten, die heute kamen und morgen gingen, gab es auch solche mit einem festen Namen, der oft von ihrem Erwerbszweig herrührte. So erinnerte sich Christine Kochs jüngste Tochter Maria noch in den 1980er Jahren an den bekannten Besenwilli aus ihrer Kinderzeit: „Besenwilli weinte immer viel, wenn er getrunken hatte, und sagte zu mir oft: Engelchen, ach Engelchen.“ Er kam, wie es hieß, aus „gutem Hause“ und soll jährlich von seinem Bruder, einem Siegener Geschäftsmann, eine neue Anzugsgarnitur erhalten haben, die er dann aber immer für Schnaps eintauschte. Man wollte auch wissen, „dass er sich nach Marburg tot verkauft hatte, um da in der Klinik zerschnippelt zu werden“. Besenwilli holte sich Reisig aus dem Wald und fertigte daraus Besen für die Bauern, von denen er als Bezahlung Eier oder ein Stück Schinkenfleisch erhielt. Christine Koch hat ihm mit der Figur des „Besmenbingers Odam“ in ihrem Buch *„Rund ümme’n Stimmstamm rümme...“* (1927) ein Denkmal gesetzt (auch in den „Dorfgeschichten“ von Josefa Berens-Totenohl aus der Zeit nach Ende des Faschismus taucht er auf).

Ein anderer regelmäßiger Gast bei Kochs hieß „Stiuken-Fritze“. Er half allerorten beim Ausroden. Seine Arbeit war es, die Baumstümpfe zu bearbeiten, also die Stuken auszuhöhlen. Zum Schlafen blieb er meist auf dem Einhof „Hewwecke“ bei Bracht. Eines Nachts ist er auf dem Weg dorthin erfroren, vielleicht als Folge eines Schlaganfalls. Anderntags lag er tot im Graben an der Straße. Christine Koch erin-

nert ihre Leserschaft daran mit dem Mundartgedicht *„Brauer am Wiäge“* (Bruder am Weg): >Lass ihn liegen, [...] er riecht nach Not und Tod. [...] Mach du ihm offen, Herr Gott, die Himmelstür!<

Zu den Musikanten gehörte „Zither-Emil“ aus Berlin. Er trug das Instrument, dem er seinen Namen verdankte, im Rucksack mit sich und spielte in Kneipen und Wohnstuben auf. Alle Monate führte sein Weg auch nach Bracht. Wenn er des Abends in Kochs Küche Zither spielte, soll ein „seltsames Lächeln“ über sein Gesicht gegangen sein. Zither-Emil hatte ein „schlichtes Gemüt“ und trank – lieber als Wein – seinen Tee oder Kaffee auf Kochs Küchenbank. Wenn Christine Koch ihm das Essen auf den Tisch stellte, verrührte er alles zu einem Brei, einerlei ob Suppe, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch oder Pudding. Die kleine Mia schimpfte dann immer: „Das musst du nicht machen!“ Er aber rechtfertigte sich. Im Magen würde ohnehin alles vermischt beieinander kommen.

Noch viele andere Vagierende kamen in Bracht des Weges, die auf den Höfen aushalfen oder ein ambulantes Gewerbe betrieben.[5] An die Haustüre klopften der Scherenschleifer, der alte Lumpenmann[6], dem Christine Koch im Zyklus *„Kinderland“* einige Verse gewidmet hat, und der „Zichorigen-Böer“ (Zichorien-Röster), der den Leuten die Zichorien aus dem Garten für ihren Kaffee briet.

3. „Musikanten, Vigelanten“

Der Lumpenhändler zog mit einer Drehorgel durchs Dorf. Hinter ihm her schritt eine „Gnädige Olga von Adelsflügel“ und begleitete die Leier mit ihrem Gesang. Beide haben auch bei Kochs und in anderen Brachter Häusern übernachtet. Bärentreiber oder andere Tierschausteller scheinen Bracht nicht besucht zu haben. Zu diesem Unterhaltungszweig gibt es jedoch einen sehr ungemütlichen sauerländischen Mundarttext *„Brümme Schmälters Oihme kennen Apen mehr int Hius niemmet“* von Vikar Anton Mönig (1875-1945) aus dem Jahr 1915. Darin „wird erzählt, wie der [angeblich] gutmütige Gastwirt Schmelter den Affen eines Drehor-

[5] Zu Schilderungen über „Wanderflickberufe“, Hausierer und fahrende Unterhaltungskünstler (Drehorgel, Tierschausteller etc.) zu Anfang des 20. Jahrhunderts – z.T. aber auch noch nach 1945 – vgl. im Internet abrufbare Berichte für das kölnische Sauerland: Arnsberg-Niedereimer 1974*, Hallenberg 1977*; für den Siegen-Wittgensteiner Raum: Berleburg-Berghausen o.J.*, Feudingen 1974*, Neunkirchen 1974*.

[6] Der Lumpenhändler, so schreibt Paul Sartori im Werk „Westfälische Volkskunde“ (1922), hatte die Kinder als seine Vermittler in die Haushalte hinein. So zeigt es auch Peter Sömers erstmals 1892 veröffentlichtes Gedicht *„Der Lumpensammler“*: „Da kommt er an, der Lumpenmann, / Hört, was er wacker pfeifen kann! / Die Kinder freu'n sich, daß er kam / Mit seinem bunten Trödelkram. // >O Hopapa von Bremen, / Du solltest dich was schämen: / Du hast so weite Reisen gemacht / Und nichts den Kindern mitgebracht!< // Dann fängt er an zu lachen / Und zeigt all seine Sachen, / Und jedes Kind bekommt sein Teil: / Für Lumpen ist ihm alles feil.“ (Sömer 1909, S. 206) – Eine viel spätere Beschreibung aus dem Raum Siegen-Wittgenstein: „Die Lumpensammler mit Pferd und Wagen wurden >Lombepeffer (Lumpenpfeifer)< genannt, weil sie sich mit einer Trillerpfeife bemerkbar machten. Zwei davon und zwar nacheinander gab es in unserem Dorf [...]. Sie übten ihr Gewerbe bis etwa 1930 aus und durchweg in einem Umkreis von 15 km. In ihrem Haus unterhielten sie einen Laden mit Porzellan, Irdenwaren, Murmeln u.a.m., mit denen sie Lumpen, Alteisen und Altpapier vergüteten, was gemeinhin nicht ohne Feilschen abging.“ (Neunkirchen 1974*, S. 2)

gelspielers wegen ausstehender Rechnungsbegleichung einbehält, das Tier aufgrund verheerender Schäden in seinem Keller mit dem Knüppel erschlägt und am Ende Schadensersatz zahlen muss“ (Bürger 2012, S. 515).

Die Musikanten, von Christine Koch auch „Vigelanten“ tituliert, waren die Schlaumeier unter den Fahrenden. Zu ihnen zählten jene sieben Brüder aus dem *„Stimmstamm“*-Buch von 1927, die jedes Jahr einmal durch die sauerländischen Dörfer zogen und so gute oder so schlechte Musik machten, wie in ihren verbeulten und verstimmten Instrumenten drin war. Vielleicht hat die Dichterin hier an jene Wandermusiker aus Thüringen gedacht, die unter der musikalischen Leitung eines Meisters standen, irreführend „Die Fuldaer“ genannt wurden und sich auf der Haar auch als „Tiufelhäckers“ (Kartoffelhacker) ihren Lebensunterhalt verdienten.[7] Hier haben wir es freilich schon mit gut organisierten Überlebenskünstlern zu tun. Ganz anders noch wirkt eine Gestalt wie der märkisch-sauerländische „Streikhenrich“: ein fahrender Bettelmusikant, dessen „Fiedel aus einem Holzschuh gemacht“ war (Kühn 1936, S. 188-189). Dieser „Nirgendzuhaus“ wurde nur wegen seiner Musik geschätzt, ansonsten aber von vielen verachtet.

Der „Thüringer“ mit dem weißen Kittel, den der Hengsbecker Josef Dünnebacke (1878-1963) in seinen Kindheitserinnerungen erwähnt, barg in seiner Tasche eine Naturheilapotheke mit Pillen und Tropfen für Mensch oder Vieh.[8] Die Kastenkrämer führten Wäsche, Hosenträger, Zwirn, Nadeln, Band und Allerlei mit sich. In einem Zuge verkaufte derselbe Händler Nachtgeschirr, Mäusefallen, Nippsachen, Heiligenfiguren („Herrgottchen“) und Rosenkränze. Im frühen 20. Jahrhundert war auch der Topfhandel noch ein Thema.[9]

---

[7] Vgl. Strotdrees 1996, S. 89. – Sehr ausführliche Mitteilungen zu diesen Musikern im Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen (Arnsberg-Niedereimer 1974*, S. 5, 7-10): „Etwa zweimal im Jahr ging hier früher eine 10 Mann starke Musikkapelle aus Thüringen von Ort zu Ort. Wir nannten die Kapelle die Fuldaer. Die Kapelle ging, von vielen Kindern begleitet, durchs ganze Dorf. Alle Einwohner ließen ihre Arbeit liegen und lauschten [...] den Darbietungen dieser Musikkapelle. Eine entsprechende Geldspende wurde gern gegeben. Oftmals spielte die Kapelle auch noch abends im Wirtshause auf.“ – In preußischer Zeit gab es bereits 1833 Regelungen für „Gesellschaften von Musikern des In- und Auslandes, welche unter einem Vorsteher, der für die übrigen haftet, aus wenigstens vier unverdächtigen, geschickten Personen bestehen“ (Wulff 1852*, S. 151).

[8] Vgl. zu ihm auch folgende Zeugnisse: „Aus Thüringen kam ein Mann mit >grünen Tropfen<, die gegen alle Krankheiten helfen sollten. Er hieß [N.N.] und soll ein verkrachter Medizinstudent gewesen sein“ (Feudingen 1974*). „Aus Thüringen kam[en] bis 1930 jährlich 2 Mal ein Mann namens [N.N.]; er hausierte mit grünen Tropfen und Fluid. Die grünen Tropfen sind unter >Hoffmanns Tropfen< bekannt. Fluid war ein Mittel, um steife Pferde wieder flott zu machen“ (Berleburg-Berghausen o.J.*). – Eine für die Region geltende Verfügung vom 15.7.1803 bezieht sich schon ausdrücklich auf „Medikamenten-Händler, besonders aus Ungarn und Thüringen“ (Köster 1814*, S. 10).

[9] Im Mundartschwank *„Morgenstund hat Gold im Mund“* (www.sauerlandmundart.de: daunlots nr. 42, S. 74) von J.A. Henke (1892-1917) wird der Schüsselkrämer Steffen von seiner Frau Graite angehalten, viel früher als sonst am Morgen seinen Hausiergang anzutreten. Der unzeitige Aufbruch bringt kein Glück. Steffen fällt in einen Graben. Schüsseln und Töpfe fliegen aus der Kiepe und zerspringen in einem Wiesengrund. – Vgl. dazu auch folgenden Bericht über die Zeit um 1900, als man in der Gegend von Hallenberg noch Holznäpfe, Holzteller und Holznäpfe herstellte: „Damals war aber auch schon Porzellan- und Emaillegeschirr aufgekommen, das von fahrendem Volk hier vertrieben wurde. Aber es musste ja auch bezahlt werden, deshalb war man im Kaufen zurückhaltend. [N.N.] erinnert sich an einen Handelsmann, der in seiner Kiepe Porzellangeschirr und irden Gut von Haus zu Haus trug: >Meine Düppen (Irdentöpfe) liegen im Wackegrunde!<, so klagte er. Er war im

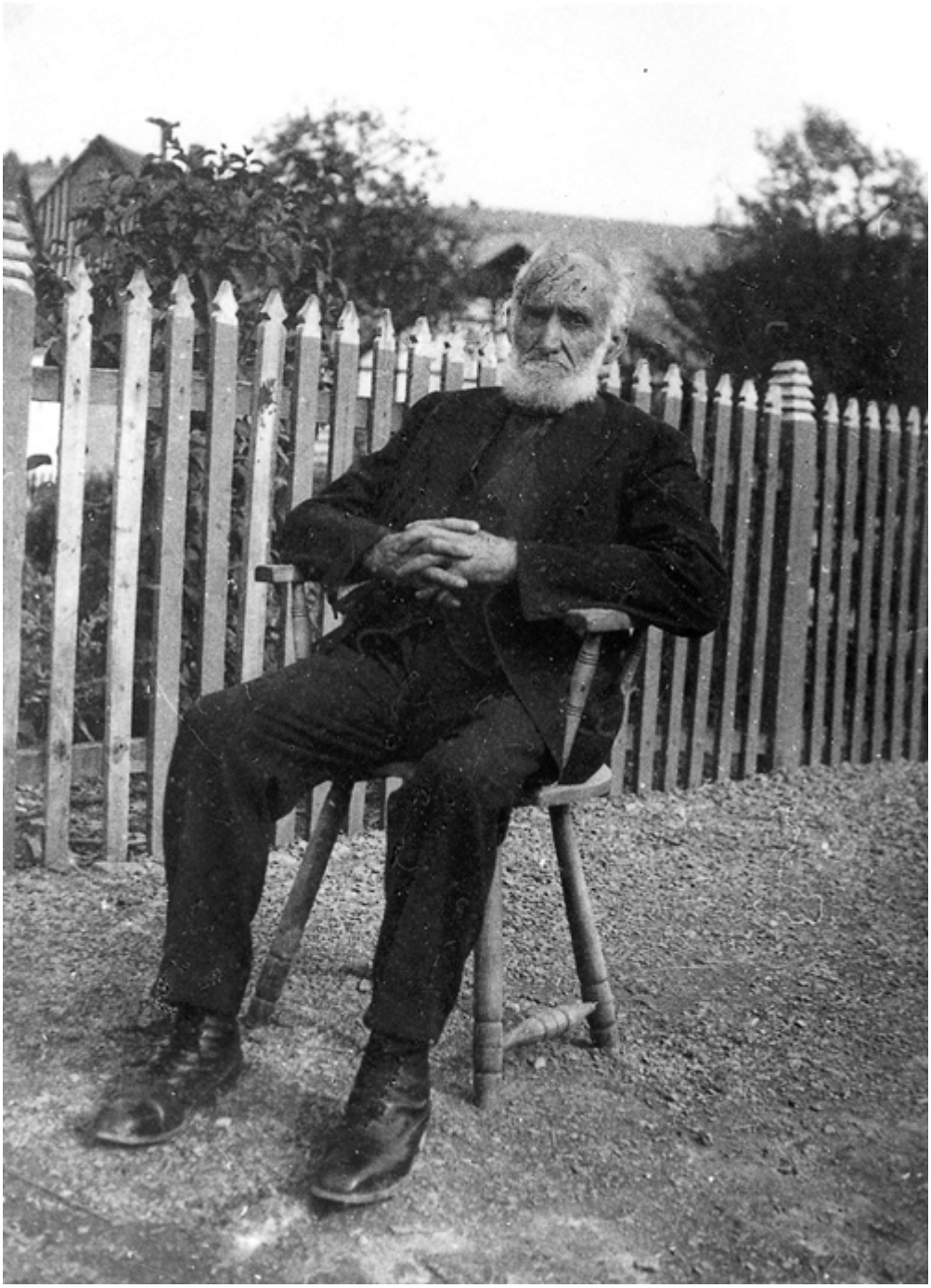
Zu den wandernden Gewerbetreibenden, die aus der näheren Umgebung kamen, gehörte der „Bleäk-Hännes“ (Blech-Hannes) aus Lochtrop, dem die Cobbenroderin Gertrud Schmidt-Pilger (Jg. 1939) in einem Gedicht – wohl nach Angaben von Älteren – bescheinigt: „Hai wusste in allen Huisern Bescheid, / op seyne Art was hai ganz gescheid. / Un wann hai dann optallte, iut d’r Kiepe de Saken, / dann konn me mens de Ohren op maken. – *Er wusste in allen Häusern Bescheid, / auf seine Art war er ganz gescheit. / Und wenn er dann aufzählte, aus der Kiepe die Sachen, / dann konnte man nur noch die Ohren aufmachen*“ (zit. Bürger 2005, S. 269-270). Zu seinem Sortiment gehörten Kartoffelreiben, Pfannen, Gemüse-Durchschläge, Fleischgabeln, Schneebesen, Schälmesser, Schüsseln, Hundeketten, kleine Uhrenketten, Wärmflaschen, Mäusefallen und Haken – dies alles ergab für die damalige Zeit ein ausgesprochen modernes Haushaltswarengeschäft in mobiler Form. Der „Bleäk-Hännes“ hieß in Wirklichkeit Johannes Lübke († 1940) und stammte aus der früher im Sauerland sehr bekannten jenischen Hausierer- und Korbmacherfamilie Lübke. Vor Ort hat er sich, so auch die anekdotische Überlieferung, gegen die verächtliche Bezeichnung als „Köttenkerl“ wehren müssen.[10]

Dass es schon seit dem Kaiserreich auch einen ausgeprägten Kult um arme Wanderoriginale gab, ist nun allerdings gewiss. Geradezu unglaublich wirkt die diesbezügliche Karriere der umherziehenden Kurzwarenhausiererin Lisette Cramer geb. Buschhaus (1845-1907) aus Kierspe-Schmidthausen (→V): 1906, ein Jahr vor ihrem Tod, macht der ideenreiche Schalksmühler Fotograf Max Kettling von ihr eine Aufnahme vor seiner Gartenlaube an der Hälver. Die daraus entstandene Postkarte – betitelt „Kiepenlisettchen, ein Original des Märkischen Sauerlandes“ – lässt erahnen, dass die Dargestellte in ihren 60 Jahren wohl eher nicht zu den vom Leben Bevorzugten gehört hat. Eine später nachfolgende Ansichtskarte ist so schön koloriert, dass die Bekleidung gar nicht mehr abgenutzt aussieht. Darunter steht ein plattdeutscher Verkaufsspruch mit der Überschrift: „As Lisettken ob en Handel gink!“ Schließlich wird eine ganze Kartenserie mit Fotomontagen vertrieben, in der „Kiepenlisettchen“ über Lüdenscheid auf dem Mond sitzt, im Wald ein Automobil fährt oder mit dem Zug „Richtung Oberbrügge-Halver-Wipperfürth-Köln“ reist. Als man dann 1982 auf dem Rathausplatz von Schalksmühle ein Bronzedenkmal für das berühmte „Kiepenlisettchen“ einweihte, war aus Lisette Cramer eine ganz aufrecht, fest im Leben stehende „Bauernfrau“ ohne Runzeln im Gesicht geworden.

Morgengrauen über eine Wurzel gestolpert und mit seiner Kiepe hingefallen. Dieses Wort habe abgewandelt noch lange die Runde gemacht. Wenn man mit einem nicht ganz einverstanden war, sagte man: >Ich glaube, Deine Düppen liegen im Wackegrunde!<“ (Hallenberg-Liesen 1979*, S. 5).

[10] Dazu ist aus seinem Wohnort Lochtrop folgende Geschichte überliefert: „De alle Hermesmann un de Bleakhännes van Lochtrop mochten taum Schiedsgerichte no Freawereg. Se harren erk strieen. As se op diäm Trüggewiäge in der Hardt opsatten, ümme iären Durst en wennig te löschken, frogere Hardt Vatter: >Na Hermesmann, biu wasset in der Freawerege?< >Och<, saggte de Hermesmann, >vei hätt us einiget, awer sein Liäwen segg ik nit mehr fiärn Köttenkiärl Köttenkiärl, wann‘t auk enner is.<“ (zit. Bürger 2005, S. 278). Hier scheint – zumindest für den Großraum Eslohe – ein stereotypes Anekdotenmuster vorzuliegen, das auch auf andere Verwandte des Johannes Lübke angewendet werden konnte. Folgende Variante habe ich am 23.7.1995 nach der Erzählung meines Vaters Bernhard Bürger (Jg. 1927) aufgezeichnet: „Der alte Nöcker, Bauer aus Isingheim, hat mal zum [Korbflechter] Lübke >Köttenkerl< gesagt, bis man sich vorm Schiedsmann traf und er [Nöcker] schließlich zugab (auf Platt), er wolle dann auch nie wieder für einen Köttenkerl >Köttenkerl< sagen.“

Auf dem Umschlag eines Sammelbandes über „Kiepenkerle in Westfalen“ verkündet das originelle „Lisettken“ 1992 zusammen mit ihrem männlichen Kiepenkollegen als Lebensmotto: „Wi staoht fast!“ Fragen können wir die Heldin nicht mehr, was sie davon hält.



Johannes Lübke († 1940) in Lochtrop, genannt „Bleäkhännes“ – Vertreter des Korbmacher- und Händlerzweiges der sauerländischen Familiengruppe Lübke.

4. „Un all' het se Menskenrecht"

In Christine Kochs heiterem Vagantenzyklus tauchen noch die wandernden Handwerkergesellen auf.[11] Die sogenannten „Könige der Straße" nennt die Dichterin, die in ihrer Mundartlyrik auf den sauerländischen Spezialterminus „Kötten – Köttenkerel"[12] ganz verzichtet, „Bummelanten"[13]. Von diesen gilt: „Viär Guatt sind Künink un Biärler gleyk!" (Vor Gott sind König und Bettler gleich!)

Vermutlich speziell Roma bzw. Sinti[14] thematisiert Christine Koch u.a. in ihrem plattdeutschen Gedicht *„Fahrend Volk"*: >Da liegen sie am Wege / In zerrissener Kluft, / Halten Feste und Gelage / In freier Luft. // Liegen Stunde um Stunde, / Fragen nichts nach der Zeit / Und blinzeln in die Sonne – / Die Nacht ist noch weit ...<. In solchen Versen kommt – ähnlich wie im Gedicht „Die drei Zigeuner" (1838) von Nikolaus Lenau – eine aus heutiger Sicht fragwürdige Romantisierung zum Klingen. Im Mundartgedicht *„Zigeunergeige"* schildert die Dichterin außerdem die traurig-sentimentale Begegnung mit einer schwarzgelockten Bittstellerin am Gartenzaun und bekennt: „Nun klingt im Ohr mir ein Leben lang / >Zigeunergeige<, dies Wort voll Klang, / Wie Westwind, der über Rosen streicht, / Wie Maienträume, süß und weich" (Übersetzung).

Eine Kenntnis des Gesamtwerkes verhindert jede unsachgerechte Interpretation der genannten Texte, denn bezüglich der „Fahrenden" macht die Dichterin – anders als in vielen anderen Fragen – keinerlei Konzessionen an den Ungeist der Zeit. Ihre Haltung zu den sogenannten Heimatlosen steht durchweg in einem Gegensatz zu völkischen Anschauungen, insbesondere auch zum rassistischen, antiziganistischen Feindbild der „schwarzen Völker", das ihre Förderin Josefa Berens-Totenohl ab Mitte der 1930er Jahre in auflagenstarken Erfolgsromanen verbreitet hat.[15] In Christine Kochs Gedicht *„Dai van der Stroten"* heißt es unmissverständlich: „Se driät Guarres Siegel / Asse Schutz un Riegel, / Un all' het se Menskenrecht, / Dai

---

[11] Vgl. Koch 1992, S. 164 und 167. – Der Dichterin schwebten wohl Szenen vor Augen, wie sie der folgende Bericht spiegelt: „Zu einem Feudinger Schreinermeister kam in jedem Jahr, wenn der Winter anfing, ein Handwerksbursche, welcher der >norddeutsche [N.]< genannt wurde. Jeden Samstag, wenn es Geld gab, sagte er zu seinem Meister: >Meister, heut ist der Tag, wo der Meister weint und der Geselle lacht.< Nach Geldempfang zog er in die nächste Gastwirtschaft und ließ sich voll laufen, so dass er regelmäßig am Montag nicht arbeitete. Seit 1932 ist er nicht mehr gekommen. – Handwerksburschen kamen bis zum ersten Weltkrieg häufig und schliefen in Scheunen. Auf die Frage des Vaters meines Gewährsmannes: >Landsmann, wie schläfst du?<, kam meist die Antwort: >Herr, besser als der Fürst in Samt und Seide!< Es folgte dann eine Ermahnung des Besitzers: >Nicht rauchen in der Scheune!<" (Feudingen 1974*)

[12] Hingegen taucht in einem ausgesprochen hässlichen, frühen Mundartprosatext von 1914, den ich der Dichterin aufgrund des Kürzels „M. Chr. Koch" zugeordnet habe, singulär noch die Wendung „Italieners un Köttenkerels" auf (Koch 1994, S. 127; vgl. Bürger 2012, S. 398)!

[13] Im Vergleich zu den üblichen Mundartbezeichnungen für „Landstreicher" – „Hannebummel, Hambummel, Hankabummel, Hammelbummel" (Pilkmann-Pohl 1988*, S. 122) – ist „Bummelant" unbelasteter und klingt freundlicher.

[14] Vgl. ausführlich das Kapitel *„>Lustig ist das Zigeunerleben?< Lebensgeschicke einer Minderheit, deren Namen man im Sauerland nicht kennt"* in: Bürger 2013, S. 561-594.

[15] Vgl. Opfermann in: Fings/Opfermann 2012, S. 301-314. (Vollständig nachlesbar in: daunlots 2014b* [= Nr. 70], S. 69-84.)

van der Stroten.“ (Sie tragen Gottes Siegel / Als Schutz und Riegel, / Und alle haben sie Menschenrecht, / Die von der Straße.)

Um dieses Bekenntnis zum uneingeschränkten Menschenrecht des sogenannten „Fahrenden Volkes“ richtig einordnen zu können, müssen wir uns an ein dunkles Kapitel der Geschichte erinnern. Eine psychiatrische und auch „rassische“ bzw. „genetische“ Diskriminierung der Fahrenden war im deutschen Kaiserreich längst vorgezeichnet. So schrieb Dr. med. Helenefriederike Stelzner schon 1911: „Ein ganz charakteristischer Zug der psychisch abnormen Veranlagung ist der Hang zur Vagabundage, der schon in den frühen Kinderjahren einsetzen und sich durch das ganze Dasein eines Menschen ziehen kann. [...] Wir haben ganze Volksstämme, z.B. die Zigeuner, die das Leben auf der Landstraße, das Nomadisieren, das von Ort zu Ort Ziehen nicht entbehren können, und weil ihr auf Umherziehen eingerichtetes Gemein- und Wirtschaftswesen einen strikten Gegensatz zu unserer Art der Staatenbildung und der Staatsökonomie darstellt, so schieben sie sich als kulturfeindliche Keile in unsere Verhältnisse ein. [...] Zur Vagabundage tritt der Diebstahl, und die Frauen unter dem landfahrenden Volk sind Gemeingut. [...] Man muss nur unterscheiden zwischen den armen Landstreichern, die auf die Landstraße gerieten, weil ihre mangelnde Intelligenz, weil geistige und körperliche Schwäche sie nirgends das stabile Saugröhrchen eines bescheidenen Einkommens finden ließ [...]. Daneben haben wir jene andere Art des Landstreichertums, die von psychopathisch veranlagten Individuen ohne Intelligenzdefekt dargestellt wird, die zunächst aus Abenteuerlust, aus Freude an der Veränderung, aus Mangel an Ausdauer im gewohnten Gleichmaß der Dinge in die Fremde treiben, welchem Mangel zuweilen auch ein irregeleiteter, aber tief empfundener Freiheitstrieb zugrunde liegt“ (Stelzner 1911*).

Hier hört man das „deutsche Volkslied“ wahrlich auf neue Weise: „Mein Vater war ein Wandersmann, und mir liegt’s auch im Blut ...“ Während der Weimarer Republik wurde dann z.B. 1926 im Freistaat Bayern, wo man schon nach der Reichsgründung 1871 eine Übernahme des Unterstützungswohnsitz-Prinzips verweigert hatte, ein „Gesetz zur Bekämpfung von Zigeunern, Landfahrern und Arbeitsscheuen“ verabschiedet.

Auf der Grundlage der älteren Hetztraditionen und bestehender Diskriminierungen begannen die Nationalsozialisten ab 1933 mit der systematischen Verfolgung auch von Obdachlosen (Ayaß 2004*, Ayaß 2007): Schon wenige Monate nach der „Machtergreifung“ kam es zu den großen Bettlerrazzien. 1938 folgte im ganzen Land die „Aktion Arbeitsscheu Reich“. Reichsführer-SS Heinrich Himmler hatte am 15.1.1938 persönlich angeordnet: „Jeder Bettler, der arbeitsscheu ist, ist sofort einem Konzentrationslager zuzuführen.“ Zu den Opfern gehörten Menschen wie die „Herrgottsgäste“, die uns in Christine Kochs Dichtung und Biographie begegnet sind. Nunmehr, so Wolfgang Ayaß, ging es nicht mehr um bloße Vertreibung, sondern um Vernichtung. Die Überschrift zu all dem hieß „Rassenhygiene“, womit man auch Zwangssterilisierung oder Tötung durch KZ-Haft als gerechtfertigt ansah. Die Faschisten bezeichneten „Fahrende“ und andere „Unangepasste“ als „moralisch Schwachsinnige“, „Ballastexistenzen“, „Schädlinge“, „unnütze Esser“, „Arbeitsscheue“, „Gemeinschaftsfremde“ oder „Asoziale“.

Etwa 10.000 „Nichtsesshafte“ sollen während des „Dritten Reiches“ – unter kräftiger Mitwirkung von Wandererfürsorge und Kommunen – in Konzentrationslager deportiert worden sein.

Dem „Straßenleben der Fahrenden“ haben der nationalsozialistische Staat und seine zahllosen Handlanger ein Ende bereitet und zwar durch einen von der Mehrheitsbevölkerung weithin akzeptierten Verfolgungsapparat. In amtlichen Erlassen wurde das Menschenrecht der „Vaganten“ kurzerhand ausradiert. Alle Überlieferungen zu wandernden „Originalen“ auch im Sauerland gehören bezeichnenderweise zu einem früheren Kapitel der Geschichte, das in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts auf grausame Weise ausgelöscht worden ist.

Trotz sogenannter Globalisierung hält man es heute noch immer für angesagt, in Praxisfeldern der Menschenwürde zwischen „Migranten“ und „Einheimischen“ willkürliche und sehr gravierende Unterschiede zu machen (was allein auf Linien im Atlas beruht und philosophisch in keiner Weise begründbar ist). Im Zuge der neoliberalistischen Wirtschaftsreligion haben sich manche Kommunen nicht gescheut, in ihren „Straßenordnungen“ an unselige Traditionen der Menschenverachtung anzuknüpfen. Man sah – und sieht – kein Problem darin, allgemeine Bürgerrechte für bestimmte Minderheiten im öffentlichen Raum, der doch allen gehört, zugunsten des Kommerzes zu beschneiden. Hierbei führten die Agitatoren im Einzelfall gar einen Vergleich von Armen aus den Straßenszenen und „Taubenkot“ ins Feld! In Düsseldorf hat sich 1999 ein ökumenisches und bürgerrechtliches Bündnis für die Rechte von Menschen auf der Straße solchen Attacken entgegengestellt (Bürger/Kirchhöfer 2000*). Als Anwalt konnte die Initiative auch den katholischen Stadtdechanten gewinnen. Dieser bekannte sich dann bei einer Anhörung im Plenarsaal des Rathauses zu folgender Maxime: „Jeder Bettler ist ein Ebenbild Gottes!“

5. Nachtrag zur Straßennamendebatte: „Und Christine Koch?“

Zu Christine Kochs Bekenntnis zum uneingeschränkten Menschenrecht der Minderheiten des Straßenlebens habe ich bei sauerländischen Heimatdichtern aus der Zeit der Weimarer Republik noch keine Entsprechungen finden können. Das aus drei Mundartbüchern (Wille Räusen 1924, Stimmstamm 1927, Sunnenried 1929) bestehende Hauptwerk der Dichterin wird nach eingehender Lektüre niemand dem völkischen Blut-und-Boden-Komplex zuordnen können. Trotz gründlicher Nachforschungen ist bislang nicht ein Hauch von Antisemitismus in ihren Veröffentlichungen, Manuskripten oder biographischen Zeugnissen aufgetaucht (ein leider keineswegs selbstverständlicher Befund bei westfälischen Mundartdichtern). Während der NS-Zeit wurde Christine Koch weder in einer neuen Edition ihrer Mundartlyrik (1938/1941) noch anlässlich der Vergabe des Westfälischen Literaturpreises[16] 1944 als Nationalsozialistin vorgestellt oder

[16] Erstmalig war Christine Koch übrigens schon 1935 von der Fachstelle Schrifttum des Westfälischen Heimatbundes als mögliche Preisträgerin genannt worden. Bezogen auf die Beratungen des Jahres 1937 referiert Karl Ditt folgende Überlegung vor der Vergabe: „Für Christine Koch spreche, daß sie

„vereinnahmt“ (ein anderes Vorgehen hätte auch schwerlich ihre Zustimmung gefunden).

Trotzdem ist – zuletzt Anfang 2014 – wiederholt die Frage gestellt worden, ob im Rahmen der Straßennamen-Debatte nicht auch die Ehrwürdigkeit Christine Kochs überprüft werden müsse. Diese Frage ist mit Blick auf die von unserem Esloher Archiv seit 1993 erschlossenen und veröffentlichten Textbefunde berechtigt.[17] Ich selbst gehe der Frage nunmehr schon seit über zwei Jahrzehnten gewissenhaft nach. Folgende Sachverhalte sind anhand von Quellen belegbar (Textdokumentation: daunlots nr. 59):

1. Nach Abschluss des oben genannten Hauptwerks vollzieht Christine Kochs (zumindest) in zwei Gedichten des Jahres 1932 den Rechtsschwenk der späten Weimarer Republik mit.
2. Zwischen 1933 bis 1936 sind 16 Manuskripte oder Einzelveröffentlichungen nachweisbar, die eine deutliche Sympathie für die „neue Zeit“ des Nationalsozialismus erkennen lassen (darunter fünf besonders unmissverständliche Voten, in denen wörtlich der „Führer“ und/oder der „deutscher Gruß“ auftauchen).
3. Ab 1937 gibt es keine expliziten NS-Bezüge („Führer“, „deutscher Gruß“) in den Dichtungen mehr, doch Christine Koch zeigt sich in einigen Texten weiterhin begeistert von den „Erfolgen“ des deutschen Reiches.

---

eine große niederdeutsche Lyrikerin sei und aus sozialen Gründen des Preisgeldes bedürfe“ (zit. daunlots 2014c*, S. 88 [= daunlots nr. 70]). Jahre vergehen und dann, so Ditt: „Der fünfte Westfälische Literaturpreis wurde im Jahre 1944 verliehen. [Landeshauptmann] Kolbow gab ihn mit Zustimmung der westfälischen Gauleiter aus sozialen Gründen an die >Sauerländische Nachtigall<, die Dichterin Christine Koch (I860-195l), eine 70jährige Mundartdichterin. Aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes verzichtete Kolbow auf eine öffentliche Ehrung und teilte ihr die Preisverleihung schriftlich mit. Zur Begründung führte er aus: >Mit ihrer feinsinnigen, volksliedartigen Lyrik haben Sie das plattdeutsche Schrifttum, insbesondere die Dichtung Ihres geliebten Sauerlandes so entscheidend bereichert, daß nach der Verleihung des Klaus-Groth-Preises nun auch Ihre Heimatprovinz nicht zurückstehen will, um Ihnen zu Ihrem Ehrentag ihre lebhafte Anerkennung öffentlich auszusprechen.< Christine Koch war eine politisch >unverdächtige< Persönlichkeit, deren Ehrung keine Differenzen mit der Gauleitung erwarten ließ. Obwohl ihre Rezeption selbst in Westfalen eng begrenzt war, konnte die Preisverleihung von der Literaturszene Westfalen akzeptiert werden.“ (zit. ebd., S. 93; vgl. ebd. S. 94) Anders als bei Chr. Koch gehört zur Biographie aller vier früheren Preiträger/innen eine NSDAP-Zugehörigkeit (bei M. Kahle erst nachträglich 1940).

[17] Vgl. Bürger 1993, bes. S. 90-120 sowie die 2012 auf www.sauerlandmundart.de erschienene umfangreiche Internet-Dokumention „daunlots nr. 59“ über *„Nationalkonservative, militaristische und NS-freundliche Dichtungen Christine Kochs 1920-1944“*. – Da je nach Version Wikipedia-Redakteure in kritischer Intention suggerieren, die Dissertation von Willy Knoppe von 2005 habe gegenüber den von uns 1993 erschlossenen Texten neue Befunde vermittelt, sei W. Knoppe hierzu selbst zitiert: „Peter Bürger [Ergänzungsband zur Koch-Werkausgabe 1993, P.B.] ist es zu verdanken, dass die Christine-Koch-Forschung auf bisher unveröffentlichte oder als Einzelveröffentlichung in Vergessenheit geratene nieder- und hochdeutsche Gedichte zurückgreifen kann, die eine patriotische bis völkisch-nationalistische Tendenz beinhalten. Darin eingeschlossen sind auch Gedichte mit einer offenen Parteinahme für Hitler und die NSDAP.“ (Willy *Knoppe*, Un bey allem is wuat – Orientierungssuche in einer regionalen Sprachform. Eine literaturpädagogische Untersuchung zu den Werthaltungen in der niederdeutschen Lyrik von Christine Koch, Göttingen 2005, S. 289.)

4. Bis 1941 gibt es nachweislich auch noch engagierte Kriegspropaganda aus ihrer Feder (später datierte Texte zeigen – deutlich abweichend – dann eher den Charakter „fromm-religiöser Feldpostgrüße“).

Die Zäsuren sind kaum zufällig. 1936 wurde von den Nazis die vom Schwager herausgegebene Kirchenzeitungsbeilage „Kindersonntag“ verboten, an der Christine Koch regelmäßig mitgearbeitet hatte; Anfang April 1937 wurde dann die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ verbreitet, in der die staatlichen Repressionen gegen die Kirche zur Sprache kamen. Jetzt distanzierten sich auch rechte, deutschnationale Katholiken mit betont kirchentreuer Einstellung, die zuvor den neuen nationalsozialistischen Staat ausdrücklich begrüßt hatten. Für das Ausbleiben anfeuernder Kriegsverse nach 1941 böte die militärische Lage[18] schon eine hinreichende Erklärung (die SGV-Feldpostgaben erschienen jeweils zum Jahresende). Die noch stärkere Betonung einer >unverfälschten< katholischen Frömmigkeit ist in den 1940er Kriegsjahren durchgehend und bestimmt auch jede Seite eines handschriftlichen Buches mit eigenen Texten, das Christine Koch 1944 für ihre erwachsenen Kinder zusammengestellt hat. Eine für Rechtswalt Hugo Vad am 24. Januar 1941 niedergeschriebene Stellungnahme Christine Kochs über Georg Nellius enthält zwar am Ende ein braves „Heil Hitler“, jedoch nicht eine einzige Zeile mit nationalistischem oder gar nationalsozialistischem Bezug (was den Neheimer Juristen enttäuscht haben dürfte.[19])

Christine Koch hat sich im „Dritten Reich“ so verhalten wie die ganz überwiegende Mehrheit des katholischen Milieus im Sauerland: religiös aufgrund ungebrochener Kirchentreue zwar unangepasst, doch zeitweilig begeistert von der „Neuen Zeit“ des Führers und nach Kriegsbeginn patriotisch wie schon 1914-1918. Es ist in keiner Weise – auch nicht für die Zeit nach 1936 – gerechtfertigt, für sie eine Widerstandshaltung zu reklamieren (trotz einzelner „interner“ Quellenhinweise auf eine Bekümmertheit in den 1940er Jahren). Christine Koch zählt also

[18] Für „gläubige Nationalsozialisten“ (z.B. J. Berens, M. Kahle, G. Nellius!) war Stalingrad freilich kein Grund, die Siegesverheißungen des Führers in Frage zu stellen.

[19] Hugo Vad hatte die Stellungnahme für eine – im nationalsozialistischen Sinne angelegte – Dokumentation über Nellius erbeten. Christine Kochs handschriftlicher Text – „Herrn Rechtsanwalt Vad Neheim eine Anlage zu beliebiger Verwendung“ – lautet (Vad 1941, S. 49b): „Bracht, am 24. Jan. 1941: Herrn Musikdirektor Georg Nellius lernte ich persönlich kennen im Jahre 1923. Er war es, der meinen plattdeutschen Gedichten, die damals noch wohlverwahrt unter Schloß und Riegel lagen, den Weg in die Öffentlichkeit bahnte und ihnen Flügel verlieh, indem er zu dem schlichten Wort die passende Weise ersann, der mich auch weiterhin zu immer neuem Schaffen anregte. Erstmalig brachte dann Herr Nellius diese Lieder dem sauerländischen Volke nahe, in einer musikalischen Veranstaltung in Neheim, dem Orte seiner derzeitigen Wirksamkeit. Es war ein kühnes Wagestück, mit plattdeutschen Liedern im Konzertsaale aufzutreten, doch erntete der Künstler, der in mühevoller Arbeit Chöre und Solodarbietungen mit seinen Sängern eingeübt hatte, reichen Beifall. Als Mitbegründer des sauerländischen Musikverlags ermöglichte der Freund und Förderer der Mundartdichtungen dann unter großen finanziellen Opfern die Drucklegung meiner Lieder und Gedichte. – In Winterberg war es, gelegentlich einer Heimattagung, daß Herr Nellius den Sauerländer Künstlerkreis gründete und die Führung übernahm. Dort führte er auch mit seinem Gesangverein die von ihm vertonte und mit einem Staatspreis ausgezeichnete „Duitske Misse“ auf. Man jubelte ihm zu, in Winterberg wie in Neheim und überall, wo immer er auftrat. Das ganze Sauerland verehrt und schätzt ihn gleichermaßen als Mensch und Künstler. >Wir sind stolz auf ihn, denn er ist ein Sohn unserer Heimat.< – Heil Hitler! – Christine Koch.“

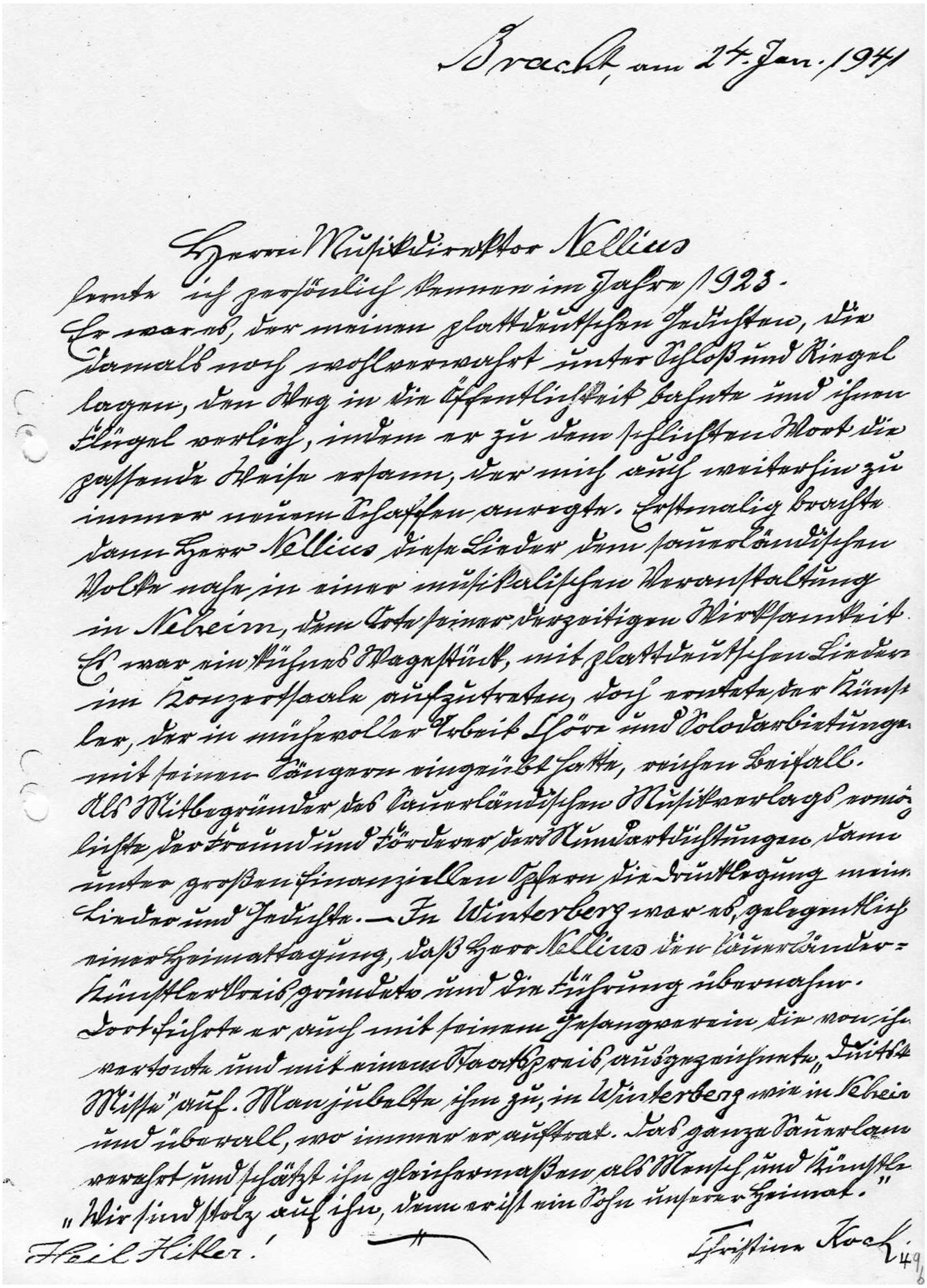
nicht zu den Vorbildern aus der NS-Zeit. Die nunmehr vorliegenden Dokumentationen zu Josefa Berens-Totenohl, Maria Kahle und Georg Nellius ermöglichen es jedoch jedem, die schon lange bekannte „kirchlich-katholische Differenz“ Kochs im Vergleich noch besser nachzuvollziehen (daunlots Nr. 60, 70, 71[20]): Berens, Kahle und Nellius betrieben explizite weltanschauliche Propaganda für den Nationalsozialismus, zu dem sie sich auch als eingeschriebene NSDAP-Parteimitglieder bekannten; alle drei deuteten religiöse Bilder im völkischen Sinn um und positionierten sich als aggressive Rassisten und Antisemiten; sie befeuerten als Kulturschaffende auch noch nach Stalingrad den Glauben an einen „Endsieg“ und bekundeten – soweit es die Quellenlage erkennen lässt – 1945 keine Verurteilung des Nationalsozialismus.[21] In *keinem* der genannten Punkte gibt es eine Gemeinsamkeit mit Christine Koch, die übrigens unmittelbar nach Niederwerfung des Nationalsozialismus von einem „Ende des Turmbaus zu Babel“ schrieb (was angesichts ihrer Entwicklung seit 1937 und der Zeugnisse zu den 1940er Jahren als eine glaubwürdige, d.h. ehrliche Stellungnahme erscheint).

Es verbietet sich nach eingehendem Quellenstudium, im Rahmen der Straßennamendebatte Christine Koch in einem Atemzug mit den prominenten NS-Propagandisten Berens, Kahle und Nellius aufzuführen. Das bekannte historische Material über die sauerländische Mundartlyrikerin enthält nichts, was zwingend eine Umbenennung von Koch-Straßen etc. erfordert (während es bei Berens, Kahle und Nellius wirklich keine Alternative zu den an sehr vielen Orten schon vollzogenen Umbenennungen gibt).

Bei neuen Straßenbenennungen nach Persönlichkeiten sollten heute jedoch Menschen des Widerstandes und Opfer des Faschismus geehrt werden, ein Kreis also, zu dem Christine Koch als denkbar angepasste Katholikin eben nicht gehört hat. Schwer vermittelbar ist es etwa, dass der aus Christine Kochs Wohnort Bracht stammende Zentrumspolitiker und Journalist Franz Geueke (1887-1942) noch immer auf keinem Straßenschild zu finden ist. Er fand als erklärter Gegner der Nazis im Konzentrationslager Groß-Rosen den Tod.

[20] Im Kurztitelverzeichnis der vorliegenden Ausgabe: daunlots 2014a*, 2014b*, 2014c*.

[21] Zu den Kontinuitäten und Verhaltensweisen nach 1945 vgl. die jeweiligen Ausgaben der „daunlots“-Reihe.


Bracht, am 24. Jan. 1941

Herrn Musikdirektor Nellius
lernte ich persönlich kennen im Jahre 1923.
Er war es, der meinen plattdeutschen Gedichten, die
damals noch wohlverwahrt unter Schloß und Riegel
lagen, den Weg in die Öffentlichkeit bahnte und ihnen
Flügel verlieh, indem er zu dem schlichten Wort die
passende Weise ersann, der mich auch weiterhin zu
immer neuem Schaffen anregte. Erstmalig brachte
dann Herr Nellius diese Lieder dem sauerländischen
Volke nahe in einer musikalischen Veranstaltung
in Neheim, dem Orte seiner derzeitigen Wirksamkeit.
Es war ein kühnes Wagestück, mit plattdeutschen Liedern
im Konzertsaale aufzutreten, doch erntete der Künst-
ler, der in mühevoller Arbeit Chöre und Solodarbietungen
mit seinen Sängern eingeübt hatte, reichen Beifall.
Als Mitbegründer des sauerländischen Musikverlags ermög-
lichte der Freund und Förderer der Mundartdichtungen, dann
unter großen finanziellen Opfern die Drucklegung mein.
Lieder und Gedichte. — In Winterberg war es, gelegentlich
einer Heimattagung, daß Herr Nellius den Sauerländer-
Künstlerkreis gründete und die Führung übernahm.
Dort führte er auch mit seinem Gesangverein, die von ihm
vertonte und mit einem Staatspreis ausgezeichnete „Deutsche
Messe" auf. Man jubelte ihm zu, in Winterberg wie in Neheim
und überall, wo immer er auftrat. Das ganze Sauerland
verehrt und schätzt ihn gleichermaßen, als Mensch und Künstler
„Wir sind stolz auf ihn, denn er ist ein Sohn unserer Heimat."
Heil Hitler!
Christine Koch
49

Christine Kochs Stellungnahme zu G. Nellius von 1941 mit „Heil Hitler" (vgl. Fußnote 19).

II.
„Feyfhundert Muaren Hiemmelblo“
Christine Kochs (1869-1951)
Vagantenlieder und andere Mundartgedichte

(Mit hochdeutschen Lesehilfen)

Et was mol

Et was mol ne Mann, un dai Mann herre Bammel.
Dai Mann harr ʿne Frau, un dai Frau herre Gammel
Un Bammel un Gammel, dai gengen üwer Land
Un handlern met Tweren un allerhand Band.
Jeglek Geschäft in Ehren!
Wai koipet Band un Tweren?

Un Bammel un Gammel, dai harren ne Jungen,
Diän harren se nit op der Stroten fungen.
Et was en ganz iutergewühnlek Kind,
Doch läider op äinem Äoge blind.
Jungens in Ehren!
Wat kann iut ʿme Jungen weren?

Dai Junge hor op diän Namen Bimmel
Un wor iut ʿme kleinen ne gräoten Lümmel.
Hai handlere viär Vatter un Mutter hiär
Op äigene Fiust met Karensmiär.
Kaupluie in Ehren!
Bimmel wollt ennen weren.

Kium twinteg, do nahm sik Käopmann Bimmel
ʿne blautjunge Frau, un dai Frau herre Fimmel.
Niu genk et Juchhäi un Trara diär de Welt,
Denn Vatter un Mutter verdainern jo Geld.
Junge Fruggens in Ehren!
Verständneg sollt se näo wuahl weren.

Her Bammel, Frau Gammel stürwen däot,
Do kam Her Bimmel in gräote Näot.
Dat Smiärgeschäft was all lange nix mehr,
Do kräig hai sey Vatters Koize hiär:
Ey Luie, Vatter un Mutter te Ehren
Käopet Band un Tweren!

W1, S. 38: Et was mol
ES WAR MAL

Es war mal ein Mann, und der Mann hieß Bammel.
Der Mann hatte eine Frau, und die Frau hieß Gammel.
Und Bammel und Gammel, die gingen über Land
Und handelten mit Zwirn und allerhand Band.
Jeglich Geschäft in Ehren!
Wer kauft Band und Zwirn?

Und Bammel und Gammel, die hatten einen Jungen,
Den hatten sie nicht auf der Straße gefunden.
Es war ein ganz außergewöhnliches Kind,
Doch leider auf einem Auge blind.
Jungens in Ehren!
Was kann aus einem Jungen werden?

Der Junge hörte auf den Namen Bimmel
Und wurde aus einem kleinen [zu] einem großen Lümmel.
Er handelte vor Vater und Mutter her
Auf eigene Faust mit Karrenschmiere.
Kaufleute in Ehren!
Bimmel wollte einer werden.

Kaum zwanzig, da nahm sich Kaufmann Bimmel
Eine blutjunge Frau, und die Frau hieß Fimmel.
Nun ging es Juchhei und Trara durch die Welt,
Denn Vater und Mutter verdienten ja Geld.
Junge Frauen in Ehren!
Verständig sollten sie noch wohl werden.

Herr Bammel, Frau Gammel starben tot,
Da kam Herr Bimmel in große Not.
Das Schmiergeschäft war schon lange nichts mehr,
Da kriegte er sich Vaters Kiepe her:
Ihr Leute, Vater und Mutter zu Ehren
Kauft Band und Zwirn!

Bummelanten

Küninge sin vey van der Stroten,
Feld un Wald is use Reyk.
Vey konnt arwen, konner ‘t loten,
Et blitt sik alles, alles gleyk.
Bummeli bammeli baier,
Vey wietet säo schoine Laier:
Vey finget[1] se op ter Stroten,
Do liät se ganz verloten.
Vey liäset se van der Wiese op,
De Siusewind smitt se us an ‘en Kopp,
Se swemmet op ter Bieke,
Se hanget häoge am Knicke;
De Kuckuck op ter Aiken,
Dai helpet se us saiken.
Bummelust, Bummelast, Bummelantenreyk:
Viär Guatt sind Künink un Biärler gleyk!

1 In Ausgabe 1962 und unserer Werkausgabe falsch: singet (singen).

W1, S. 154: Bummelanten
BUMMELANTEN

Könige sind wir von der Straße,
Feld und Wald ist unser Reich.
Wir können arbeiten, können ‘s lassen,
Es bleibt sich alles, alles gleich.
Bummeli bammeli beier[1],
Wir wissen so schöne Lieder:
Wir finden sie auf der Straße,
Da liegen sie ganz verlassen.
Wir lesen sie von der Wiese auf,
Der Sausewind schmeißt sie uns an den Kopf,
Sie schwimmen auf dem Bache,
Sie hängen hoch am Bergeshang;
Der Kuckuck auf der Eiche,
Der hilft sie uns suchen.
Bummelust, Bummelast, Bummelantenreich:
Vor Gott sind König und Bettler gleich!

1 Anklang an „Baier“ = Bier.

Feyfhundert Muaren Hiemmelblo

Feyfhundert Muaren Hiemmelblo,
Dät is meyn Biuerngutt.
Wiän gaiher ʿt wuat aan? Wat frog ik demo?
Säo gaiht mey äok nix kaputt.
Meyne Tuffeln wasset op andermanns Lanne,
Meyn Maus scharwet andere Luie in der Stanne,
Meyne Appeln un Biären schürret de Wind,
Op andermanns Wiese bleiket meyn Lind.
Vallerie, vallera, vallerallala!
Ik haite Hans Kasper Hopsasa.

Un as ik gistern meyn Gutt besoh
Un en wenneg spazäiern genk,
Wat meinʾ ey wuahl, wat do Wunders geschoh,
Wat ik fiär ʿn Vügelken fenk?
En pusselek Schätzken lachere mik aan:
„Halt! Wachte, Hans Kasper! Vey wellt us bestaan.
Diu hiäs kein Geld, ik hewwe kein Geld:
Säo kummeʾ vey lichte un frey diär de Welt.“
Valleri, vallera, vallerallala!
Dät is de junge Frau Hopsasa.

Niu gahʾ vey dapper tau twäi un twäi
Un slopet op Hai udder Sträoh.
Van Aarbet daut us de Knuaken nit wäih.
Vey fechtet un liäwet halt säo.
Wat briuket use Kinger Huasen un Schauh:
Vey sind van der Stroten, wai kann do tau!
Use Biärebuil is balle lieg, balle straff.
„Gutt Hiemmelblo“ smitt näo liuter wuat af.
Valleri, vallera, vallerallala!
Vey sind de Familege Hopsasa.

W1, S. 155: Feyfhundert Muaren Hiemmelblo
FÜNFHUNDERT MORGEN HIMMELBLAU

Fünfhundert Morgen Himmelblau,
Das ist mein Bauerngut.
Wen geht ‘s etwas an ? Was frag ich danach ?
So geht mir auch nichts kaputt.
Meine Kartoffeln wachsen auf andermanns Lande,
Mein Mus schaben andere Leute ins Faß,
Meine Äpfel und Birnen schüttelt der Wind,
Auf andermanns Wiesen bleicht mein Linnen.
Valleri, vallera, vallerallala!
Ich heiße Hans Kaspar Hopsasa.

Und als ich gestern mein Gut besah
Und ein wenig spazierenging,
Was meint ihr wohl, was da Wunders geschah;
Was ich für ein Vögelchen fing ?
Ein possierlich’ Schätzchen lachte mich an:
„Halt! Warte, Hans Kaspar! Wir wollen (uns) heiraten.
Du hast kein Geld, ich hab kein Geld:
So kommen wir leicht und frei durch die Welt.“
Valleri, vallera, vallerallala!
Das ist die junge Frau Hopsasa.

Nun gehen wir tapfer zu zwei und zwei
Und schlafen auf Heu oder Stroh.
Von Arbeit tun uns die Knochen nicht weh.
Wir betteln und leben halt so.
Was brauchen unsere Kinder Strümpfe und Schuh:
Wir sind von der Straße, wer kann dazu!
Unser Bettelsack ist bald leer, bald straff.
„Gut Himmelblau“ wirft noch immer was ab.
Valleri, vallera, vallerallala!
Wir sind die Familie Hopsasa.

Landstrotenliäwen

Landstrotenliäwen: ʿne Welt fiär sieck.
Bohienne? Bodienne? Wat kümmer et dieck!
Vey sind allerwiägen un nirgends terhäimen.
Use Schauh kennet Asphalt, Sand un Läihmen.

Vey het ne Freybraif met Guares Sieggel
Un läopet ase ʿn Piärd ohne Täom un Tüegel
Diär ʿt Bayerland, diär ʿt Stayerland
Un fechtet beynäin säo allerhand.

Gutt Speck un Bräot gier et in Westfalen.
Do kamme ok ʿn Quartäier met me „Guattsläohn“ betahlen.
Doch well me mol drinken en Slücksken Weyn,
Dät kann bläot ungen am Rheyne seyn.

De Kuaperpänninge sind helleske ror.
Dät mäker et Liäwen jo mannegmol swor.
Ok Riänen un Niewwel un Snai un Külle
Gier et jedes Johr in Hülle un Fülle.

Doch wann dann mol wier Maidag is,
Diu siecker wäis, bo de owends bliß
In Häit un Moß bey Mutter Grain.
Dann sass te mol wier Kerels saihn!

Säo lange vey keine Näot nit het,
Saih veʾ geren tau, biu andre swett.
Bläot draff us dobey kein Menske saihn,
Süss konn veʾ en Diärpken födder taihn.

Landstrotenliäwen: en Herenliäwen?
Säo mannegen gengen de Pliäne derniäwen.
Hai rutzkere iut un gläit van der Bahn –
De Landstrote niemmet alles aan.

Äis gäiher ʿt lanksam. Et Tippeln weert swor.
Dät biätert sieck awer met jedem Johr.
Duzbrauer, Lumpazi, et giett keine Brügge!
De Strote schicket sellen äinen wier trügge.

W1, S. 156: Landstrotenliäwen
LANDSTRAßENLEBEN

Landstraßenleben: eine Welt für sich.
Wohin ? Woher ? Was kümmert es dich!
Wir sind allerwegen und nirgends zu Hause.
Unsere Schuhe kennen Asphalt, Sand und Lehm.

Wir haben einen Freibrief mit Gottes Siegel
Und laufen wie ein Pferd ohne Zaum und Zügel
Durchs Bayernland, durchs Steierland
Und betteln zusammen so allerhand.

Gut' Speck und Brot gibt es in Westfalen.
Da kann man auch ein Quartier mit 'nem „Gotteslohn" bezahlen.
Doch wollen wir mal trinken ein Schlückchen Wein,
Das kann bloß unten am Rhein sein.

Die Kupferpfennige sind höllisch rar.
Das macht das Leben ja manchesmal schwer.
Auch Regen und Nebel und Schnee und Kälte
Gibt es jedes Jahr in Hülle und Fülle.

Doch wenn dann mal wieder Maitag ist,
Du sicher weißt, wo du abends bleibst
In Heide und Moos bei Mutter Grün.
Dann sollst du mal wieder Kerle seh'n!

So lange wir keine Not nicht haben,
Sehen wir gerne zu, wie andere schwitzen.
Bloß darf uns dabei kein Mensch sehen,
Sonst können wir ein Dörfchen weiter ziehen.

Landstraßenleben: ein Herrenleben ?
So manchem gingen die Pläne daneben.
Er rutschte aus und glitt von der Bahn -
Die Landstraße nimmt alles an.

Erst geht es langsam. Das Tippeln wird schwer.
Das bessert sich aber mit jedem Jahr.
Duzbruder, Lumpazi, es gibt keine Brücke!
Die Straße schickt selten einen wieder zurück.

Zigeunergeige

‘Ne Welt vull Musik in äinem Woort –
Op uapener Strote heww’ ik dät hoort.
Et klank säo triureg, saite un wäik
Ase Westwind, dai üwer Räosen sträik.

De Sunne sank, de Mon, dai schäin, –
Ik genk alläine, meyn Hiärte gräin,
Gedanken flügen hienn un hiär:
Wai stonk do gistern viär meyner Diär?

Ne räoen Fetzen ümme swuart Gelock,
Taihn bunte Lappen am me giälen Rock,
Behangen met Blenkepereln un Bliäk
Un Äogen im Koppe ase Kuahlen un Piäk!

Un liähnere verloten am Gorentiun,
Hält faste im Aarme en Dingen briun:
„Zigainergeigen, bester Herr!
Ach, kaufen Sie doch, ich bitten serr!

Mein Schatz seine Wangen, die glühen so rot
Mein Schatz hat sich gespielen zu Tod.
Seine Geigen, die klinget so süß und weh –
Zigainergeigen, adje! Adje!“

Niu klinget im Ohre mey liäwenslank
„Zigeunergeige“, düt Woort vull Klank,
Ase Westwind, dai üwer Räosen sträik,
Ase Maidagesdroime, saite un wäik.

W1, S. 157: Zigeunergeige
ZIGEUNERGEIGE

Eine Welt voll Musik in einem Wort -
Auf offener Straße hab' ich das gehört.
Es klang so traurig, süß und weich
Wie Westwind, der über Rosen gestrichen ist.

Die Sonne sank, der Mond, der schien, -
Ich ging alleine, mein Herz weinte,
Gedanken flogen hin und her:
Wer stand da gestern vor meiner Tür ?

Einen roten Fetzen um schwarzes Gelock',
Zehn bunte Lappen an einem gelben Rock,
Behangen mit Blinkperlen und Blech
Und Augen im Kopf wie Kohlen und Pech!

Und lehnte verlassen am Gartenzaun,
Hielt fest im Arme ein Ding(en) braun:
„Zigainergeigen, bester Herr!
Ach, kaufen Sie doch, ich bitten serr!

Mein Schatz seine Wangen, die glühen so rot,
Mein Schatz hat sich gespielen zu Tod.
Seine Geigen, die klingen so süß und weh -
Zigainergeigen, adje! Adje!"

Nun klingt im Ohr mir lebenslang
„Zigeunergeige", dies Wort voll Klang,
Wie Westwind, der über Rosen gestrichen,
Wie Maitagsonne, süß und weich.

Musekanten

Musekanten, Vigelanten sind kruizbrawe Säilen:
Se muttet säo viell, wat kaputt is, wier häilen,
Se bloset un streyket, bit alles queyket,
Bit Suarge un Verdraitlechkeit lanksam weyket.
Musekanten, Vigelanten, dai briuket kein Geld.
Musekanten, Vigelanten gatt frey diär de Welt.

Musekanten, Vigelanten het dursterge Kiählen:
Se muget, se drinket diän Witten, diän Giälen;
Lankhälse, Dickbuike, Likörkes un Tulpen,
Dai herr' ne all fake van 'en Bäinen hulpen.
Musekanten, Vigelanten, dai briuket kein Geld.
Musekanten, Vigelanten gatt frey diär de Welt.

Musekanten, Vigelanten kann säo lichte nix kränken:
Se slopet unger Disken, se slopet op Bänken.
Am Dienstag gatt se vam Schützenplatz dienne
Un froget: „Bo mutt vey gin Sunnowend hienne?"
Musekanten, Vigelanten dey briuket kein Geld.
Musekanten, Vigelanten gatt frey diät de Welt.

W1, S. 158: Musekanten
MUSIKANTEN

Musikanten, Vigelanten[1], sind kreuzbrave Seelen:
Sie müssen so viel, was kaputt ist, wieder heilen,
Sie blasen und streichen, bis alles quiekt,
Bis Sorge und Verdrießlichkeit langsam weichen.
Musikanten, Vigelanten, die brauchen kein Geld.
Musikanten, Vigelanten gehen frei durch die Welt.

Musikanten, Vigelanten haben durstige Kehlen:
Sie mögen, sie trinken den Weißen, den Gelben;
Langhälse, Dickbäuche, Likörchen und Tulpen[2],
Die haben ihnen schon oft von den Beinen geholfen.
Musikanten, Vigelanten, die brauchen kein Geld.
Musikanten, Vigelanten gehen frei durch die Welt.

Musikanten, Vigelanten kann so leicht nichts kränken:
Sie schlafen unter Tischen, sie schlafen auf Bänken.
Am Dienstag gehen sie vom Schützenplatz fort
Und fragen: „Wo müssen wir nächsten Sonnabend hin ?“
Musikanten, Vigelanten, die brauchen kein Geld.
Musikanten, Vigelanten gehen frei durch die Welt.

1 *Einfallsreiche Leute, Schlaumeier.*
2 *gemeint: Tulpengläser = Biere.*

Fahrend Volk

Do liät se am Wiäge
In terriettener Kluft,
Hallet Fäste un Geliäge
In freyer Luft.

Liät Stunne ümme Stunne,
Froget nix no der Teyt
Un plinkert in de Sunne –
De Nacht is näo weyt.

Liett de Snappsack im Grase
Met Speck un met Bräot,
Is ne Drunk näo im Glase,
Wat hiär ʿt dann fiär Näot?

W1, S. 158: Fahrend Volk
FAHRENDES VOLK

Da liegen sie am Wege
In zerrissener Kluft,
Halten Feste und Gelage
In freier Luft.

Liegen Stunde um Stunde,
Fragen nichts nach der Zeit
Und blinzeln in der Sonne -
Die Nacht ist noch weit.

Liegt der Schnappsack im Grase
Mit Speck und mit Brot,
Ist ein Trunk noch im Glase,
Was hat ʿs dann für Not ?

Hiärguattsgäste

Se kämen bey sinkendem Dage
Verschüchtert, hungereg un krank,
Im Äoge ʿne stille Klage –
Satten ungen iäk op de Bank.

Se harren vergiewwens kloppet
An mannege, mannege Diär:
De Ohren bliewwen verstoppet,
De Ruiens ächter ʿne hiär.

Se fiärderen säo wenneg taum Liäwen:
En Lager, en Stücksken Bräot.
Se wollen jo bläot säo iäwen
Stuiern der gröttesten Näot.

Un as se am anneren Muaren
Widder wollen taihn,
Do harre de Näot sik verluaren,
Do was en Wunder geschaihn.

Se traigten met lachendem Munne
In use Stuawe rin
Un kuiern van Lecht un Sunne
Un Guattsläohn un reykem Gewinn.

Vey sind nit ärmer woren
Diär ʿn fröntlek Gesicht un Woort.
Us wässet nit wenneger Koren:
Barmhiärzegkeit is en gutt Moot.

W1, S. 159: Hiärguattsgäste
HERRGOTTS-GÄSTE

Sie kamen bei sinkendem Tage
Verschüchtert, hungrig und krank,
Im Auge eine stille Klage -
Setzten unten sich auf die Bank.

Sie hatten vergebens geklopft
An manche, manche Tür:
Die Ohren blieben verstopft,
Die Hunde hinter ihnen her.

Sie forderten so wenig zum Leben:
Ein Lager, ein Stückchen Brot.
Sie wollten ja bloß so eben
Steuern der größten Not.

Und als sie am anderen Morgen
Weiter wollten ziehen,
Da hatte die Not sich verloren,
Da war ein Wunder geschehen.

Sie traten mit lachendem Munde
In unsere Stube herein
Und redeten von Licht und Sonne
Und Gotteslohn und reichem Gewinn.

Wir sind nicht ärmer geworden
Durch ein freundlich' Gesicht und Wort.
Uns wächst nicht weniger Korn:
Barmherzigkeit ist ein gutes Maß.

Dai van der Stroten

Dai van der Stroten:
Aarme un verloten
Sind se terhäimen viär der Diär.
Liäker imme Schauh,
- nit all konnt se dertau -
Gatt se dohiär,
Dai van der Stroten.

Dai ohne Hütte:
Op elendeger Schütte
Liät se bey Nacht
Udder fraiset an der Hecke
Ohne Küssens, ohne Decke.
Gu' Nacht hiät me kaimes saggt,
Diän van der Stroten.

Dai van der Stroten:
- aarme un verloten -
Nit all sind se slecht.
Se driät Guares Siegel
Asse Schutz un Riegel,
Un all' het se Menskenrecht,
Dai van der Stroten.

W1, S. 160: Dai van der Stroten
DIE VON DER STRAßE

Die von der Straße:
Arm und verlassen
Sind sie zu Hause vor der Tür.
Löcher im Schuh,
- nicht alle können sie dafür -
Gehen sie daher,
Die von der Straße.

Die ohne Hütte:
Auf elendiger Schütte[1]
Liegen sie bei Nacht
Oder frieren an der Hecke
Ohne Kissen, ohne Decke.
Gute Nacht hat ihnen keiner gesagt,
Denen von der Straße.

Die von der Straße:
- arm und verlassen -
Nicht alle sind sie schlecht.
Sie tragen Gottes Siegel
Als Schutz und Riegel,
Und alle haben sie Menschenrecht,
Die von der Straße.

1 Bund Stroh.

Brauer am Wiäge

Lot ne leggen am Wiäge, diän aarmen Brauer!
Hai ruiket no Näot un Däot. Un kuckes te genauer,
Stäiht en bitter Lachen im witten Gesicht.
Drägg dik rümme! Dät Lachen bedütt Gericht!

Seyn Vatter was ne aangesaihenen Mann im Lanne.
Seyne aarme Mutter starf in Elend un Schanne.
De Wiäg is seyn Häime, seyn Berre Stäin un Moß,
Seyne Frönne Nachtgedier: Iule, Hawek un Foß.

Lot ne leggen am Wiäge, diän aarmen Gesellen!
Hai is däot, kein Spitzel kann ne mehr stellen.
Kaimes draff ne mehr frogen: „Bohienn? Bohiär?“
Mak diu ˙me uapen, Her Guatt, de Hiemmelsdiär!

W1, S. 160: Brauer am Wiäge
BRUDER AM WEGE

Laß ihn liegen am Wege, den armen Bruder!
Er riecht nach Not und Tod. Und guckst du genauer,
Steht ein bitter’ Lachen im weißen Gesicht.
Dreh dich herum! Das Lachen bedeutet Gericht!

Sein Vater war ein angesehener Mann im Lande.
Seine arme Mutter starb in Elend und Schande.
Der Weg ist sein Zuhause, sein Bett Stein und Moos,
Seine Freunde Nachtgetier: Eule, Habicht und Fuchs.

Laß ihn liegen am Wege, den armen Gesellen!
Er ist tot, kein Spitzel kann ihn mehr stellen.
Keiner darf ihn mehr fragen: „Wohin ? Woher ?“
Mach du ihm offen, Herr Gott, die Himmelstür!

Kaffemütterken

Ik heww‘ en stäinalt Moierken kannt,
Diäm was nix laiwer ase ʻn Driäpken Smand
Imme Schölken gurren Kaffe.
Un kam dann ok näo ʻn Klümpken drin,
Gnäiser ʻt vergnaiglek viär sik hin:
Jo, Kaffekuaken verstah ve’.

En tinnen Lieppelken, schaif un krumm,
Im me Köppken ohne Hengel, rumdidumm,
Un ʻne Tweyback intebrocken:
Dät Moierken härr fiär Silver un Gold
Met keinem Küninge tiusken wollt
Un ʻt slaip in usem Schoppen.

W1, S. 161: Kaffemütterken
KAFFEEMÜTTERCHEN

Ich hab ein steinaltes Mütterchen gekannt,
Dem war nichts lieber als ein Tröpfchen Schmand
In einem Schälchen guten Kaffee.
Und kam dann auch noch ein Klümpchen drin,
Grinste ‘s vergnüglich vor sich hin:
Ja, Kaffeekochen versteh’n wir.

Ein dünnes Löffelchen, schief und krumm,
In einem Täßchen ohne Henkel, rumdidumm,
Und einen Zwieback einzubrocken:
Das Mütterchen hätte für[1] Silber und Gold
Mit keinem Könige tauschen gewollt,
Und es schlief in unserem Schuppen.

1 Im plattdt. Text muß es heißen: „fiär“ [Werkausgabe: viär].

Äok en Wintersport

Op teriettenen Schauh’n, in versliettenem Kläid,
In huahlen Äogen Hunger un Läid,
Tütt en Mütterken do – van Külle blo –
An dünnem Stricke en Slieeken no,
En Büngelken Holt – beynäingesocht –
Diän steywen Rüggen viell hundertmol boggt.
Bey Eys un Snai – ‘t is lanksamer Mord –,
Dreywet säo dät Mütterken Wintersport.

W1, S. 161: Äok en Wintersport
AUCH EIN WINTERSPORT

Auf zerrissenen Schuhen, in verschlissenem Kleid,
In hohlen Augen Hunger und Leid,
Zieht ein Mütterchen da - von Kälte blau -
An dünnem Strick einen kleinen Schlitten nach,
Ein Bündelchen Holz - beieinandergesucht -.
Den steifen Rücken viel hundertmal gebeugt.
Bei Eis und Schnee - es ist langsamer Mord -,
Treibt so das Mütterchen Wintersport.

Allersäilen

Et liett en Graw vergiäten
Alläine ohne Kruize un Kranz,
De Rium säo knapp bemiäten,
Kein Lechtken verströgget Glanz.

Un rundümme Blaumen un Struiße,
Un rundümme Lechterscheyn.
Ohne Allersäilengruiße
Kein Graw un kein Gräwken well seyn.

Vergiäten is bläot dät äine
Van diär aarmen, landfrümeren Frau.
Se kam un starf alläine –
Do häller' et nit säo genau.

Wai schuiwet im Silwerkranze
Diär swuarte Wolken sik viär?
Wai kröint met hellem Glanze
De ärmeste Grawesdiär?

Wat riusket säo sacht diär de Hecke?
Et lutt, ase wann wai biät.
Wai dait am Graw in der Ecke,
Wat de Welt vergiäten hiät?

De Wind un de Mon un de Steren,
Dai hallet de Ehrenwacht.
Vergiäten draff keiner weren
In der Allersäilennacht.

W1, S. 95: Allersäilen
ALLERSEELEN

Es liegt ein Grab vergessen
Allein ohne Kreuz und Kranz,
Der Raum so knapp bemessen,
Kein Lichtchen verstreuet Glanz.

Und rundherum Blumen und Sträuße,
Und rundherum Lichterschein.
Ohne Allerseelengrüße
Kein Grab und kein Gräbchen will sein.

Vergessen ist bloß das eine
Von der armen, landfremden Frau.
Sie kam und starb alleine -
Da hält es nicht so genau.

Was schiebet im Silberkranze
Durch schwarze Wolken sich vor ?
Wer krönt mit hellem Glanze
Die ärmste Grabestür ?

Was rauschet so sacht durch die Hecke ?
Es klingt, als ob wer bete.
Wer tut am Grab in der Ecke,
Was die Welt vergessen hat ?

Der Wind und der Mond und die Sterne,
Die halten die Ehrenwacht.
Vergessen darf keiner werden
In der Allerseelennacht.

Vagantenlaier

(1)
Frog mieck nit: „Wo kümmes te hiär?“
Frog mieck nit: „Bo weß te hienne?“
Hius un Häime is viär der Diär.
Allerwiägen kumme ieck dienne.

Un de ganze Welt is meyn.
Sin balle hey, balle do.
Riänenwiär un Sunnenscheyn –
Gar nix frog’ ieck derno.

Licht Gepäck un en fräoh Gemait,
Haut un Stock in der Hand,
Häile Schauh’ un en lusteg Laid:
Säo gäiher ʿt diär Land un Sand.

(2)
Meyn Ränzel is nit allteswor.
Wat dau ik met Gepäck!
Dät hänget emme, grad as de allen Johr’,
Barbarske op ʿm Genäck.

Smeyt af, smeyt af, wat drücken well!
Deyn Hiärte viär allem sey licht!
Un de beste Rot, meyn laiwe Gesell:
Suarg, dät deyne Stieweln dicht!

(3)
„Kein Küenink, kein Kaiser kann reyker seyn:
Wat ik saih, wat ik saih, is alles meyn!“
Dobey knäip de Schelm de Äogen tau
Un wäis seyn Gutt diär jungen Frau.

De Frau, dai sochte imme Schape no Bräot:
De Trecke was liegg. O schaiwe Näot!
Im Stalle stonk nit Kauh, nit Rind,
Im Kuffer laggte kein Rölleken Lind.

Do raip dai aarme bedruagene Frau:
„Mann, kneyp näo äinmol de Äogen tau!
Hiäs te gistem wuat saihn, suih dü’n Dag wuat!“
Domet genk se riut un smäit de Diär in ʿt Sluat.

„Mey recht!“, raip Brauer Lumpazius.
„Düt is ne ganß vernünftegen Sluß.
Smachten kann jeder fiär sik alläine,
Unger andermanns Disk ok strecken de Bäine.“

(4)
Holdria, holdria, Juffer im Grain,
Brieck mey ʿne Räose af, lot dieck mol saihn!
Schüerr mey ne Appel un gief mey de Hand!
Moren taih ieck wier widder in ʿt Land.

Kanns te nit lachen? Ieck make ʿt dey viär.
Kuck nit säo duister unger ʿn Liuken hiär!
Alleweyl lusteg un alleweyl fräoh!
Wandergesellen, dai sind halt säo.

(5)
Meyn Haut is vull Büllen,
Meyn Kopp vull Grillen,
Meyn Snappsack vull Wind:
O, ik aarme Kind!

Niu kann nix mehr nutzen.
Mott Klinken putzen,
Läopen hienn un hiär,
Kloppen an de Diär.

Her Mester, Frau Mesterʾn,
Ugge Handwiärk in Ehren!
Well ʿt nit schengen, nit lästern,
Awer ik konn ʿt nit lehren.

(6)
Ne aarmen Wandergesellen
Dait sik tau ʿr Aarbet mellen:
„Kann säggen, mäggen, plaigen
(Un ok en wänneg laigen),

Kann snieen, multern, mahlen
(Lote mik gutt betahlen),
Halle allerwiägen gutt iut
(Säo fix ase müglek tem Denste riut!
Dät gäiht awer nümmes wuat aan.) –
Niu, Mester, könn ey mik te Diske laen.“

(7)
Biuten scheynt de Sunne,
Biuten wägget de Wind,
Faihl vey jede Stunne,
Dät vey Küeninge sind.

Küeninge van der Stroten,
Ohne Gutt un Geld,
Konn vey daun un loten,
Grade, waʾ vey wellt.

Drinke vey iut ʿm Springe,
Biärelt Speck un Bräot,
Lagert us im Kringe,
Slatt de Dage däot.

Maket nigge Laier,
Liusket se ʿm Water af.
Tahlt kein Zins, kein Staier:
Frey tütt veʾ rin un raf.

Use Laier, wann ok verallet,
Blitt hangen hey un do.
Un wiäm se just gefallet,
Singet udder flött se no.

(3)
Nix is nix, un wuat is wuat:
Ieck heww, keine Hütte, un de Küenink hiät ʿn Sluat.
De Küenink hiät Geld, un ieck hewwe keint
Un sin doch reyker, asse ey wuahl meint.

Meyn Hius is säo gräot asʾ de ganze Welt.
Meyne Lampen briännt häoge am Hiemmelszelt.
Nix kostet de Brand, nix koster ʿt Lecht:
Ieck sin meyn äigen Her un meyn Knecht.

Meyn Berre is allerwiägen macht.
Ieck hewwe meyne äigene gräote Jagd,
In der Taske tworens keinen äinzegen Dreier,
Dofiär awwer de schoinsten Vagantenlaier.

(9)
Hiät mik doch de Kiärmeßwiese
Af van stracker Strote locket,
Het mik Frans un Hans un Liese
Richteg met no ʿm Platze tocket.

Hewwʾ ik met ter lahmen Trude
Mik gehöreg aftrasaket,
Viär ʿner allen hülten Bude
Gar en billegen Jakob maket.

Hewwe griuse Moritaten
Tau ʿme Dräggeiärgeln sungen
Un de leßten Biärelplaten
Äinem in seyn Snuffdauk bungen.

(10)
Stäine, dai am Wiäge liät,
Luie, dai nit geren giät,
Boime ohne schatteg Läof,
Haselnüete, huahl un däof,
Stiäe, bo se konnt kein Platt,
Frönne, dai nit met mey gatt,
Nächte ohne Monenscheyn
Konnt mey all gestuahlen seyn.

Miäkens, dai nit lachen wellt,
Mesters, dai bläot Kuapergeld,
Jungens ohne Unverstand,
Kartentrümpfe in Nowershand,
Kieenruiens ächter der Diär,
Placksnai, Niewwel un Riänewiär,
Biuerngüeder, dai nit meyn:
Konnt mey all gestuahlen seyn.

(11)
Gistern in diäm kloren Water
Hewʾ ik mieck mol recht bespaigelt,
Hewʾ et macht asse usse Kater:
Feyn mieck wasket, feyn mieck straigelt.

Droigen dee de laiwe Sunne,
Parfümäiern Blaumenduft.
Un säo konn ieck jede Stunne
Smeyten mieck recht sehr in Kluft.

Biu me ʿt Stöcksken arteg swenket,
Bui me links mott boigen iut,
Met ʿm Haue Afschäid wenket,
Heww’ ik lange, lange riut.

Wanderjohre sind taum Lehren.
Dumm blitt, wai nit tippeln gäiht.
Well doch äok mol Mester weren,
Mester, ase im Bauke stäiht.

(12)
Gedanken fingen,
In Wore bingen,
Tau Reymen slingen
Hett Laier singen.

Van keinem heww’ ik et hoort,
Van nümmes wuat lohrt
Un wäit doch säofoort
Weyse un Woort.

Fiär feyf Pänninge Witz,
Ne Gedankenblitz,
Wänneg Fuier, wänneg Hitz’
Un im Grainen ne Sitz,

Mehr briuker ʿt nit te seyn:
Keine Gesellskop, kein Weyn
Kein Mon-Silwerscheyn,
Kein Häoduits, kein Lateyn.

As de Snawel mey woß,
Lot ik Plattduits loß,
Diän kunterbunten Troß,
Dai op ter Landstrote woß.

„Wunderlich“ häit ik,
Sin keinmol verdraitlik,
Meyn Liäwen genait ik,
Op de ganze Welt flait ik.

W1, S. 162 - 168: Vagantenlaier
VAGANTENLIEDER

(1)
Frag mich nicht: „Wo kommst du her ?“
Frag mich nicht: „Wo willst du hin ?“
Haus und Heim(at) ist [sind] vor der Tür.
Allerwegen komme ich her.

Und die ganze Welt ist mein.
Bin bald hier, bald da.
Regenwetter und Sonnenschein -
Gar nichts frag ich danach.

Leichtes Gepäck und ein frohes Gemüt,
Hut und Stock in der Hand,
Heile Schuh’ und ein lustig’ Lied:
So geht ‘s durch Land und Sand.

(2)
Mein Ränzel ist nicht allzu schwer.
Was tu ich mit Gepäck!
Das hängt einem, gerad’ wie die alten Jahr’,
Barbarisch auf dem Genick.

Schmeiß ab, schmeiß ab, was drücken will!
Dein Herze vor allem sei leicht!
Und der beste Rat, mein lieber Gesell:
Sorg’, daß deine Stiefel dicht!

(3)
„Kein König, kein Kaiser kann reicher sein:
Was ich seh’, was ich seh’, ist alles mein!“
Dabei kniff der Schelm die Augen zu
Und wies sein Gut der jungen Frau.

Die Frau, die suchte im Schrank nach Brot:
Die Schublade war leer. O schiefe Not![1]
Im Stalle stand nicht Kuh’, nicht Rind,
im Koffer lag kein Röllchen Linnen.

Da rief die arme betrogene Frau:
„Mann, kneif noch einmal die Augen zu!
Hast du gestern etwas gesehen, sieh [auch] diesen Tag was!“
Damit ging sie raus und schmiß die Tür ins Schloß.

„Mir recht!“, rief Bruder Lumpazius.
„Dies ist ein ganz vernünftiger Schluß.
Schmachten kann jeder für sich alleine,
Unter andermanns Tisch auch strecken die Beine.“
1 D.h.: „O Gott! Welche Not!“

(4)
Holdria, holdria, Jungfer im Grünen,
Brech mir eine Rose ab, laß dich mal sehen!
Schüttel mir einen Apfel und gib mir die Hand!
Morgen zieh ich wieder weiter ins Land.

Kannst du nicht lachen ? Ich mache ‘s dir vor.
Guck nicht so düster unter den Augen[1] her!
Alleweil lustig und alleweil froh!
Wandergesellen, die sind halt so.
1 Vgl. „lugen“; engl.: „to look“.

(5)
Mein Hut ist voll(er) Beulen,
Mein Kopf ist voll(er) Grillen,
Mein Schnappsack voll Wind:
Oh, ich armes Kind!

Nun kann nichts mehr nutzen.
Muß Klinken putzen,
Laufen hin und her,
Klopfen an die Tür.

Herr Meister, Frau Meisterin,
Euer Handwerk in Ehren!
Will ‘s nicht beschimpfen, nicht lästern,
Aber ich konnte ‘s nicht lernen.

(6)
Ein armer Wandergeselle
Tut sich zur Arbeit melden:
„Kann säen, mähen, pflügen
(Und auch ein wenig lügen),

Kann schneiden, multern, mahlen
(Lasse mich gut bezahlen),
Halte allerwegen gut aus
(So fix als möglich zum Dienste raus!
Das geht aber niemandem etwas an.) -
Nun, Meister, könnt Ihr mich zu Tische laden."

(7)
Draußen scheint die Sonne,
Draußen weht der Wind,
Fühlen wir jede Stunde,
Daß wir Könige sind.

Könige von der Straße,
Ohne Gut und Geld,
Können wir tun und lassen,
Gerade, was wir wollen.

Trinken wir aus der Quelle,
Betteln Speck und Brot,
Lagern uns im Kreise,
Schlagen die Tage tot.

Machen neue Lieder,
Lauschen sie dem Wasser ab.
Zahlen kein Zins, keine Steuer:
Frei ziehen wir auf und ab.

Unsere Lieder, wenn auch veraltet,
Bleiben hängen hier und da.
Und wem sie just gefallen,
Singt oder flötet sie nach.

(8)
Nichts ist nichts, und etwas ist etwas:
Ich habe keine Hütte, und der König hat ein Schloß.
Der König hat Geld, und ich habe keins
Und bin doch reicher, als ihr wohl meint.

Mein Haus ist so groß wie die ganze Welt.
Meine Lampen brennen hoch am Himmelszelt.
Nichts kostet der Brand, nichts kostet das Licht:
Ich bin mein eigener Herr und mein Knecht.

Mein Bett ist allerwegen gemacht.
Ich habe meine eigene große Jagd,
In der Tasche zwar keinen einzigen Dreier,
Dafür aber die schönster Vagantenlieder.

(9)
Hat mich doch die Kirmeswiese
Ab von gerader Straße gelockt,
Haben mich Franz und Hans und Liese
Richtig mit zum Platz gezogen.

Hab ich mit der lahmen Trude
Mich gehörig abgemüht,
Vor 'ner alten hölzern' Bude
Gar den billigen Jakob gemacht.

Habe grausige Moritaten
Zu einer Drehorgel gesungen
Und die letzten Bettelplatten[1]
Einem in sein Schnupftuch gebunden.

1. Vielleicht sind damit kleine, flache Brote gemeint, wie sie in manchen Häusern aus dem letzten Teigrest eigens für die Hausierer gebacken wurden?

(10)
Steine, die am Wege liegen,
Leute, die nicht gerne geben,
Bäume ohne schattig' Laub,
Haselnüsse, hohl und taub,
Stellen[1], wo sie können kein Platt,
Freunde, die nicht mit mir gehen,
Nächte ohne Mondenschein
Können mir alle gestohlen sein.

Mädchen, die nicht lachen wollen,
Meister, die bloß Kupfergeld,
Jungen ohne Unverstand,
Kartentrümpfe in Nachbars Hand,
Kettenhunde hinter der Tür,
Schneematsch, Nebel und Regenwetter,
Bauerngüter, die nicht mein:
Können mir alle gestohlen sein.

1 Dem Wortlaut nach auch möglich: „Städte".

(11)
Gestern in dem klaren Wasser
Hab ich mich mal recht bespiegelt,
Hab es gemacht wie unser Kater:
Fein mich gewaschen, fein mich gestriegelt.

Trocknen tat die liebe Sonne,
Parfümieren Blumenduft.
Und so kann ich jede Stunde
Schmeißen mich recht sehr in Kluft.

Wie man ‘s Stöckchen artig schwenkt,
Wie man links muß beugen aus[1],
Mit dem Hute Abschied winkt,
Hab ich lange, lange raus.

Wanderjahre sind zum Lernen.
Dumm bleibt, wer nicht tippeln geht.
Will doch auch mal Meister werden,
Meister, wie es im Buche steht.

1 D.h.: sich nach links (ehrerbietig) verbeugt.

(12)
Gedanken finden,
In Worte binden,
Zu Reimen schlingen
Heißt Lieder singen.

Von keinem hab ich es gehört,
Von niemandem etwas gelernt
Und weiß doch sofort
Weise und Wort.

Für fünf Pfennige Witz,
Einen Gedankenblitz,
Wenig Feuer, wenig Hitz’
Und im Grünen einen Sitz,

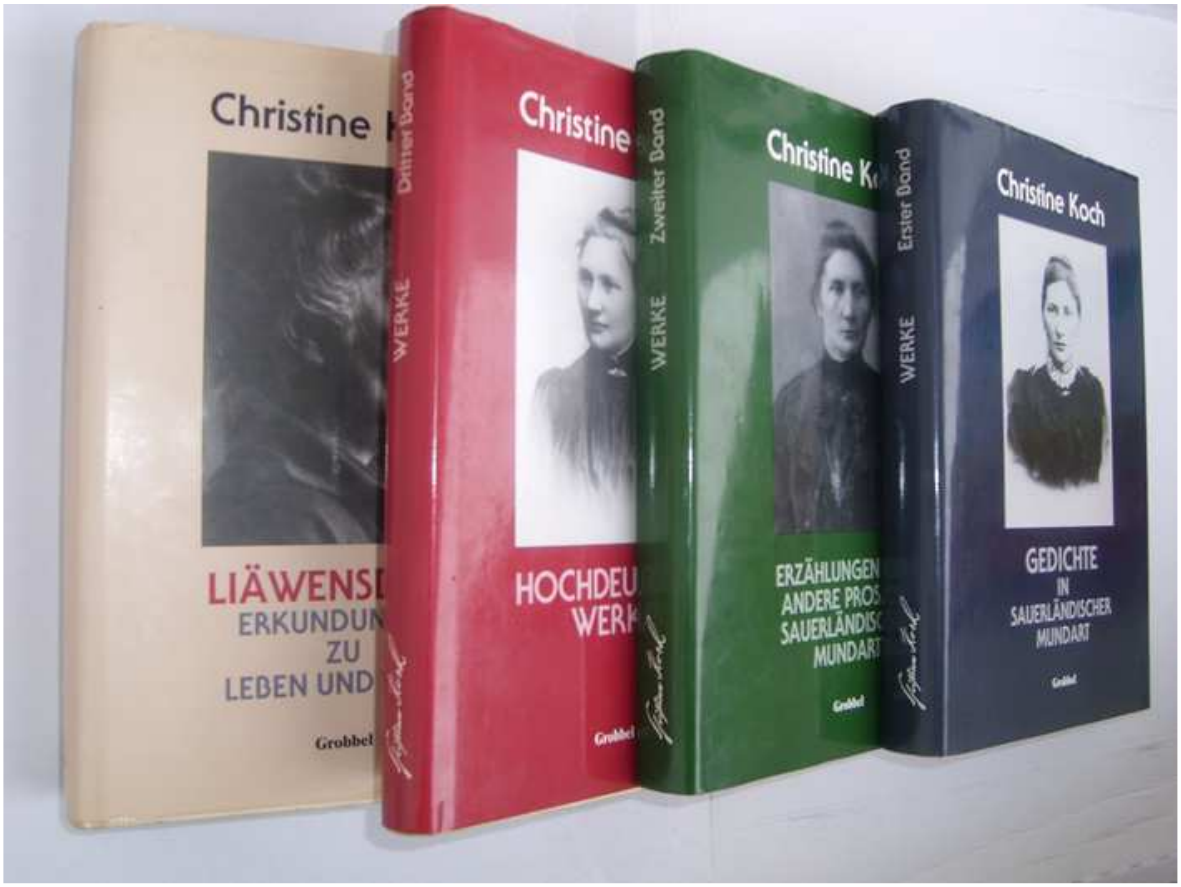
Mehr braucht ‘s nicht zu sein:
Keine Gesellschaft, kein Wein,
Kein Mond-Silberschein,
Kein Hochdeutsch, kein Latein.

Wie der Schnabel mir wuchs,
Laß ich Plattdeutsch los,
Den kunterbunten Troß,
Der auf der Landstraße wuchs.

„Wunderlich“ heiß ich,
Bin keinmal verdrießlich,
Mein Leben genieß ich,
Auf die ganze Welt pfeif ich.

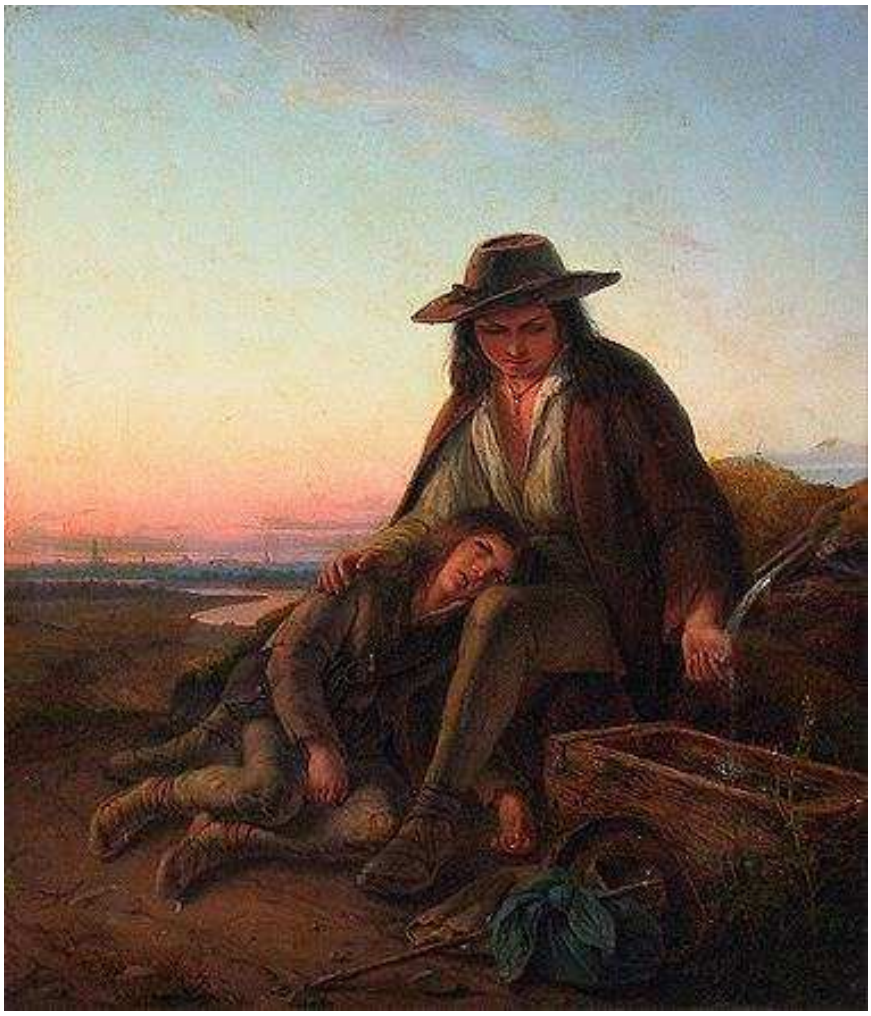
Mundarttexte nach der Esloher Werkausgabe (= W1):
Koch, Christine: Werke. Erster Band: Gedichte in sauerländischer Mundart. Bearbeitet von Manfred Raffenberg. Hg. Museum Eslohe. Eslohe/Fredeburg 1992, S. 38, 95, 144, 154-168.

Hochdeutsche Übertragungen (Lesehilfen) nach:
Hochdeutsches Arbeitsbuch zur Mundartlyrik von Christine Koch (1869-1951). Bearbeitet von Peter Bürger. Eslohe 1997.
[Internetausgabe auf www.sauerlandmundart.de: daunlots nr. 3]



Esloher Werkausgabe Christine Koch – Vertrieb http://museum-eslohe.de/galerie

III.
Korbflechter und Lumpensammler
Notgewerbe und Kleinhandwerke der Armen hatten in früheren Zeiten eine wichtige wirtschaftliche Funktion



Zwei slavonische Kesselflicker auf der Rast: Ölbild (um 1835)
von Friedrich Dürck (1809–1884) – Wikimedia.org

„Lumpen“ sind verschlissene und schmutzige Stoffe. Im Duden findet man den „Lump“ bzw. die „Lumpen“ aber auch als Bezeichnung für charakterlich schlechte Menschen. Beide Bedeutungen kommen im Wort „Lumpenproletariat“ zusammen. Die Verachtung für das sogenannte „Lumpenproletariat“ ist keineswegs nur eine Erfindung der Reichen. Karl Marx sprach von einer „hingeworfenen Masse“, zu der er auch „Orgeldreher, Lumpensammler, Scherenschleifer, Kesselflicker“ zählte. In der Arbeiterbewegung wollte man mit diesem „Vagabundenpack“ nichts zu tun haben.[22] Die Ursprünge der untersten Schicht, die von der Mehrheitsgesellschaft

[22] Vgl. Michael *Schwartz*: „Proletarier“ und „Lumpen“. Sozialistische Ursprünge eugenischen Denkens. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 42. Jg. (1994), S. 537-570. http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1994_4.pdf – Unselige Traditionen eines „erbbiologischen Sozialismus“

ausgeschlossen blieb, liegen aber nicht im rasanten Jahrhundert der Industrialisierung begründet.

Wer die Geschichte und das Schicksal der Allerärmsten verstehen will, muss weiter zurückgehen. Seit dem 17. Jahrhundert verschlechterten sich die Lebensbedingungen für die breite Bevölkerung zusehends.[23] Durch einen geradezu explosiven Bevölkerungsanstieg noch vor Mitte des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl derjenigen, die über nur wenig oder gar kein Land verfügten. Kleinbauern und Tagelöhner konnten sich abrackern wie sie wollten, es reichte oft doch nicht zur Ernährung der eigenen Familie.

„Lumpenproletariat“: Französische Lithographie Ende des 19. Jahrhunderts (Wikimedia.org)

1. „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall!“

Im Zuge dieser Armutsentwicklung fielen viele Menschen aus den Untertanenverbänden heraus und wurden zu Unbehausten. Ihr Motto, so Ulrich F. Opfermann, spiegelt sich im Märchen von den Bremer Stadtmusikanten: „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall!“ Diese „Herrenlosen“ auf der Straße waren mitnichten von Abenteuerlust getrieben. Sie hatten einfach nichts mehr zu verlieren. Armut und reisende Lebensform ohne eigenes Dach über dem Kopf wurden oft über

---

setzen sich in unseren Tagen fort bis hinein in die Bestseller-Werke des – vorgeblich „sozialdemokratischen“ – Autors Thilo Sarrazin, der einmal Sozialsenator in Berlin gewesen ist und dort den Armen gegen steigende Heizkosten das Anziehen dicker Wollpullover empfohlen hat.

[23] Hierzu Opfermann 2007, S. 39-31: „Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) wuchs die Bevölkerung zunächst langsam, dann rasch wieder an. Noch vor der Mitte des 18. Jahrhunderts stieg sie sprunghaft mit Zuwachsraten von nicht selten 50 und 100 Prozent, vor allem in den landlosen und landarmen Unterschichten. Die Lebensmittelproduktion blieb hinter der >explosionsartigen Bevölkerungsvermehrung< zunehmend zurück. – Eine weitere Erklärung liegt in der Steigerung der bäuerlichen Lasten. (...) 1775 stellte eine Abhandlung in einer noch zurückhaltenden Beurteilung fest, >der geringe Brinkbesitzer, der selbst kein Land hat und mit ihm jeder Tagelöhner, kann daher manches Jahr mit seiner Handarbeit kaum so viel verdienen, als zur Anschaffung des Brotkorns in seiner Haushaltung nötig ist<.“

Jahrhunderte und Familiengenerationen – sogar bis ins 20. Jahrhundert hinein – weitergegeben. Schuld daran waren die äußeren Lebensbedingungen, nicht die Familien. Bekämpft wurden aber nicht Armut, Armutsursachen und Obdachlosigkeit, sondern die umherziehenden Armen. Davon zeugen auch zahllose Verordnungen für das Herzogtum Westfalen.

Anhand der Kirchenbücher lassen sich Schicksale von Vaganten nachzeichnen. Zusätze in den Tauf-, Heirats- und Sterberegistern geben Auskunft: „vagus", „vaga", „vagi", „vagorum", „Vagabundi mendicantes" (bettelnde Vagabunden), fremde Arme (pauperes), „peregrini"[24] (Fremdlinge) etc. Familien- oder Heimatforscher möchten den Terminus „vagabundi" bisweilen gerne umgehen und schreiben lieber von „Wanderern". Einige der Umherziehenden waren Weitgereiste. Andere kamen ganz aus der Nähe und hatten Verwandte in der Landschaft. Die beiden bekanntesten Familienverbände von Vagierenden im Sauerland hießen „Lübke" und „Lüttecke". Es handelt sich um alteingesessene Familien, deren Namen seit über ein halben Jahrtausend in den Pfarrregistern auftauchen. Insgesamt findet man im Netzwerk der Umherziehenden, die einen Bezug zum Sauerland aufweisen, aber mindesten 100 Familiennamen. Schon so mancher Ahnenforscher hat mit Verwunderung entdeckt, dass ein „Vagabundenpaar" zu seinen Vorfahren zählt. Historiker schätzen, dass zeitweilig 5 bis 10% der Bevölkerung umherreisende Arme ohne Heim waren!

Die an den Rand Gedrängten versuchen als Topfhändler, Kesselflicker, Korbmacher, Scherenschleifer, Mausefallenhersteller, Lumpenhändler oder Unterhaltungskünstler ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Sie finden zu einem gemeinsamen Gruppenbewusstsein und verbinden sich – über Territorialgrenzen hinweg – innerhalb ihres sozialen Gefüges durch Eheschließungen mit anderen Familienverbänden. Zur Vernetzung gehört auch die gegenseitige Übernahme von Taufpatenschaften, die deshalb bei Kirchenbuch-Nachforschungen zu den „Vaganten" (bzw. „Jenischen") unbedingt Beachtung verdienen.

Eher zufällige Arbeitsmöglichkeiten als Tagelöhner oder Hüter von Schafen, Schweinen und Kühen gingen wohl auch bei manchen Vagierenden mit einem zumindest vorübergehenden Behaustsein einher. Die vorherrschenden Erwerbszweige eröffneten ihnen indessen schon auf Grund der schnell erschöpften Nachfrage keine Aussicht, lange an einem Ort zu verbleiben. Selbst nach Einführung der Niederlassungsfreiheit wurden den Betreibern unerwünschter Gewerbe viele Knüppel zwischen die Beine geworfen, wenn sie sich fest ansiedeln wollten.

Wie haben die nicht ortsfesten Familien über Generationen hinweg ihr Geschick gemeistert und trotz schwierigsten Bedingungen überleben können? Wie schützten sie sich vor der Kälte? Wie konnten sie dem bei ständiger Nahrungsmittelnot dem Hunger wehren? Wie haben sie sich untereinander organisiert? Sprachen sie im Sauerland eine eigene Sondersprache wie „Reisende" in anderen Landschaften? Hat man sie schon im ganzen 18. Jahrhundert verachtet? Unter welchen Bedingungen konnten sie sich wieder ansiedeln? Wo gab es für sie im 19. Jahrhundert freundliche Orte und wo hatten sie mit militanter Ausgrenzung zu rechnen? All

[24] Auch *„Pilger"*, woraus sich in einigen Fällen dann vielleicht der schöne Familienname „Pilger" abgeleitet hat?

diese Fragen sind durch die Regionalforschung bislang kaum thematisiert worden, denn es geht um uralte Tabus. Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass wir es bei den Vagierenden mit bewundernswerten Lebenskünstlern zu tun haben. Das ist in keiner Weise ironisch zu verstehen!

Korbflechter in Frankreich, ca. 1908 (Wikimedia.org)

2. Die Eroberung wirtschaftlicher Nischen

Die Eroberung ökonomischer Nischen durch nicht ortsfeste Arme, die sich in sozialer Hinsicht auf neue Weise organisieren, kann als Selbsthilfe nicht hoch genug gewürdigt werden. Sie vollzieht sich mit großen Ähnlichkeiten in vielen Landschaften. Die fahrenden Gewerbe und Kleinhandwerke werden allerdings verachtet, gemaßregelt und oftmals nur als Vorwand für Bettelei oder Diebstahl betrachtet. In Wirklichkeit nehmen die ambulanten Kleinstgewerbetreibenden für die Gemeinschaft wichtige wirtschaftliche Funktionen wahr: Sie bieten überaus nützliche Dienstleistungen an (z.B. Reparatur, Wartung), versorgen die ländliche Bevölkerung mit notwendigen Gebrauchsgütern (Körbe, Töpfe etc.), gewährleisten die Wiederverwertung von Altstoffen und tragen bisweilen mit Unterhaltungskünsten auch zum seelischen Wohlergehen ihrer Mitmenschen bei.

Die Berufsbezeichnung „Korbmacher“, die übrigens auch zum Familiennamen werden konnte, ist bei Kirchenbucheinträgen zu Vagierenden im Sauerland häufiger anzutreffen. Körbe wurden in Landwirtschaft, Handwerk und allen Haushalten gebraucht. (In Schmallenberg-Gleidorf, so hat ein nationalsozialistischer Hobbyforscher im „Dritten Reich“ behauptet, sollen sich um 1800 mehrere Korbmacherfamilien angesiedelt haben, weil ihre Körbe im Betriebsgefüge der

dortigen Hammerschmiede gebraucht wurden.) Weiden an Bachläufen und Flüssen lieferten das Grundmaterial. Vor der Verarbeitung wurden die abgeschnittenen Ruten in Wasser eingeweicht. Die Korbmacher gingen mit ihren hergestellten Waren hausieren, aber sie besserten den Leuten auch alte Körbe aus. Man brauchte Geschicklichkeit. Der Wenholthausener Dechant Heinrich Schonlau (1822-1909), selbst von armen Leuten in Geseke abstammend, war sehr stolz auf seine Fähigkeit, Stühle und Sessel aus Haselruten flechten zu können. Die Korbmacherei ist heute noch immer ein Ausbildungshandwerk, doch die offizielle Berufsbezeichnung heißt inzwischen: Flechtwerkgestalter. Im Vordergrund stehen jetzt gewissermaßen Luxusobjekte, während die industriellen Korbproduktionen längst aus Materialien bestehen, die durch Maschinen verarbeitet werden können.

Einen Besenbinder habe ich in der Heimatliteratur nur als Ausnahme entdeckt.[25] Die sauerländischen Bauern konnten zumindest früher alle ihre Stallbesen aus Birkenreisig oder Ginster selber machen. Auch das in anderen Gebieten gut vertretene Haus- und Wandergewerbe der Bürstenmacher war im Sauerland nicht bedeutsam. Indessen gibt es Zeugnisse über die Herstellung von Mäusefallen, darunter zu Hesborn im Archiv der Volkskundlichen Kommission folgende lustige Einsendung: Am Ort hatte im frühen 20. Jahrhundert ein ehemals Umherreisender geheiratet und sich fest angesiedelt. Neben seinem Beruf als Straßenarbeiter fertigte er Ratten- und Mausefallen an, die er dann verkaufte. „Nun war damals in Hallenberg ein alter Sanitätsrat, der wegen seiner Fingerfertigkeit bekannt war. Er knüpfte und strickte nicht nur gut, er bastelte auch Mausefallen." Eines Tages kam der Sanitätsrat dienstlich nach Hesborn und wurde von dem Straßenarbeiter begrüßt mit den Worten: „Guten Tag, Herr Kollege!" Der Sanitätsrat war empört: „Was fällt Ihnen ein? Sind Sie verrückt geworden?" Da beschwichtigte ihn der Arbeiter: „Aber, Herr Sanitätsrat, ich mache doch auch Mausefallen!" Die Hesborner lachten alle, und der Sanitätsrat lachte mit.

Im Heimatschrifttum sind neben „Topfbindern" noch die „Kitelläpper" (Kesselflicker) bezeugt – nicht nur über die einschlägigen, wenig freundlichen Sprichwörter. Ich konnte zu ihnen bislang aber weder Kirchenbucheinträge finden noch lokale Beschreibungen zu ihrer Handwerkskunst, die z.T. von den Kupferschmieden herrührt. Mehrfach belegt sind hingegen die Zinngießer, mit denen übrigens der Familienname Kannengießer zusammenhängt. Wie die ambulante Variante dieses ursprünglich ja durchaus renommierten Handwerkszweiges aussah, kann man sich nur aufgrund vorliegender Berichte aus anderen Gegenden ausmalen. Kaputte Gabeln und andere Objekte wurden an einer freien Feuerstelle eingeschmolzen. Was anschließend Neues daraus hervorging, bestimmte die ausgewählte Gussform. Vermutlich gehörten auch Ausbesserungsarbeiten mit „Lötkolben" sowie die Reinigung von oxidierten Zinngegenständen in einem speziellen „Zinnkraut-Bad" mit zum Angebot.

In Familien mit vagierenden Vorfahren taucht hernach im 19. Jahrhundert auch noch der Blechschläger auf, der wohl bereits als Klempner zu betrachten ist. – Ein

[25] Vgl. aber jetzt: *Voss*, Helmut: Besen aus Birkenreisern. Der alte Beruf starb Anfang der 60er Jahre in Schmallenberg aus. In: Westfalenpost (Schmallenberg), 07.12.2013.

jenischer Scherenschleifer, der sommertags durch die Lande zog, wohnte z.B. in (Eslohe-)Hengsbeck. Zur mobilen Werkstatt seines Gewerbes gehörten Schleifstein, Wasserbehältnis und Fußpedalen-Antrieb.

Scherenschleifer Lorenz Trapp, ca. 1930 (Wikimedia.org)

Seit dem Durchbruch der Buchdruckerkunst galten Lumpen als ein begehrter Rohstoff, aus dem – je nach Lumpenqualität – unterschiedliche Papiere hergestellt wurden. Die umherziehenden Lumpenhändler entlohnten das Altmaterial oft mit Gebrauchsobjekten, z.B. mit billigen Topfwaren aus industrieller Produktion. Wenn sie mit ihrer Erkennungsmelodie in die Orte kamen, übernahmen vor allem die Kinder – auf kleine Geschenke wartend – die Vermittlung in alle Haushalte hinein. Deshalb ist der Lumpenmann in einige heitere Kinderverse von Peter Sömer und Christine Koch hineingeraten. Sömers erstmals 1892 veröffentlichtes Gedicht *„Der Lumpensammler"* lautet: „Da kommt er an, der Lumpenmann, / Hört, was er wacker pfeifen kann! / Die Kinder freu'n sich, daß er kam / Mit seinem bunten Trödelkram. // >O Hopapa von Bremen, / Du solltest dich was schämen: / Du hast so weite Reisen gemacht / Und nichts den Kindern mitgebracht!< // Dann fängt er an zu lachen / Und zeigt all seine Sachen, / Und jedes Kind bekommt sein Teil: / Für Lumpen ist ihm alles feil." (Sömer 1909, S. 206)

Doch das Gewerbe des Lumpensammlers war gefährlich für ihn selbst und seine ganze Familie.[26] In den Lumpen steckten nicht nur Körperflüssigkeiten aller Art, sondern auch Krankheitserreger.

Ein anderer Recycling-Zweig war das Sammeln von Knochen durch jenische Arme. Tierknochen fanden bei der Herstellung von Knochenleim und Seife Verwendung. Bis zum Aufkommen des sogenannten „Thomasmehls", eines Abfall-

[26] Vgl. Michaela *Vieser* / Irmela *Schautz* (Illustration): Andere Zeiten, andere Berufe. Der Lumpensammler. In: Der Tagesspiegel – Online, 06.09.2009. http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/andere-zeiten-andere-berufe-der-lumpensammler/1595110.html

produktes aus der Metallverarbeitung, gab es im 19. Jahrhundert eine sehr breite, industrielle Produktion von organischem Dünger in den Knochenmühlen.

Scherenschleifer oder Lumpensammler ließen sich manchmal auch von einer Drehorgelspielerin begleiten. Daneben gab es die eigentlichen Musikanten wie Franziskes von Niedersalwey (1787-1857), der auch das Maurerhandwerk und die Leinenweberei beherrschte. Dieser Franziskus Groß zählte mit seiner Familie ohne Zweifel zu den vagierenden Armen noch aus dem 18. Jahrhundert, die ortsfest werden wollten. Als umherziehender Geigenspieler – mit zumindest zeitweiligem festen Obdach in Richters Backhaus – hat er in seiner Umgebung aufgespielt und Musikantenhonorare oder „halbe Schweinsköpfe“ eingesammelt. Derweil bot seine Gattin Gertrud Elisabeth geb. Werth (1791-1849) Kurzwaren feil. Eine Tochter des Paares wurde nicht viel älter als ein Jahr. Zwei Söhne sind in den Kirchenbüchern eingetragen: Musikant Caspar Anton Groß (1824-1848) sowie der Maurer und Musikus Johannes Groß (1827-1845). Bei beiden ist als Todesursache „Auszehrung“ vermerkt.

Der märkisch-sauerländische „Streikhenrich“ war ein fahrender Bettelmusikant, der seine „Fiedel aus einem Holzschuh gemacht“ hatte und um 1903 in der Gegend von Iserlohn im Freien gestorben sein soll. Dieser „Nirgendzuhaus“ wurde nur wegen seiner Musik geschätzt, ansonsten aber von vielen verachtet. So jedenfalls vermittelt es ein Gedicht von Ulrich Fust[27]:

Streikhenrich

Sag, hast du den alten Streikhenrich gekannt?
Ein fahrender Geiger, ein grauer Vagant,
der die Fiedel strich auf den Tennen!
Eine Fiedel aus einem Holzschuh gemacht,
eine Fiedel, um die man ihn oftmals verlacht
in Dröschede, Rheinen und Hennen.

Doch setzt’ er die Geige an seine Brust
und strich die Saiten, dann eilte in Lust
das junge Dorfvolk zusammen.
Dann ging’s im Nu auf der Tenne froh zu;
der Eichenbelag und der Nagelschuh,
die geben nichts um ein paar Schrammen.

[27] Quelle: *Kühn*, Fritz: Sagen des Sauerlandes. = Das Sauerland Band 2. Meschede: Verlag Wagener 1936, S. 188-189. – Zum Iserlohner Autor Ulrich Fust (geb. 1893) vgl. dessen Selbstzeugnis in *Wagener*, Ferdinand: Künstlerschaffen im Sauerlande. Meschede 1937, S. 152-153: „Den Krieg lernte ich verfluchen wie einen zu strengen Schulmeister, der blutige Striemen schlug, und dem man am Ende doch dankbar ist für die guten Lehren. In der Hoffnung, im Auslande für die deutsche Heimat arbeiten zu können, ging ich zwei Jahre nach Niederländisch Indien und blieb fast fünfzehn Jahre ununterbrochen im malaiischen Archipel. Erst die nationalsozialistische Revolution erweckte in mir das Verlangen, die Heimat wiederzusehen. Noch im Herzen leise Zweifel hegend, kehrte ich ins Vaterland zurück für einen halbjährigen Urlaub und war bald begeisterte Anhänger der Ideen unseres Führers, der ein stolzes, freies Deutschland wieder erstehen ließ aus den Trümmern, ein Reich, wie jeder rechtschaffende Soldat es in den trüben Schützengrabennächten erträumte.“

Die Kinder standen mit staunendem Mund,
die tags noch ihn hetzten wie einen Hund
und den Alten „Streikhenrich“ gescholten.
Die Dörfler gaben ihm Schnaps und Tabak,
und der Dirnen spöttisches „Lumpenpack“
ward ihm nunmehr mit Lächeln vergolten.

Der Alte war ein Nirgendzuhaus;
er schlief seinen Rausch im Pferdestall aus,
gar oft auch wohl bei den Schweinen,
und die Kinder, die abends sein Tanzlied bestaunt,
bewarfen am Morgen ihn, übel gelaunt,
auf dem Schulweg mit Stöcken und Steinen.

Dann nahm Streikhenrich die Flucht ins Feld
und aß wie ein Spatz, was die anderen bestellt,
so Rüben wie Möhren und Beeren.
Er dankte dem freundlich ihn tränkenden Bach
und sprach mit den Gräsern den ganzen Tag
von Sonne und Nichtsbegehren.

Zur Winterzeit kam er ins Armenhaus.
Im Frühling brach er voll Tücke aus.
„Verdammtes Kartoffelschälen!“
Die Wächter lachten nur hinter ihm her,
und der Dorfgendarm, der fing ihn nicht mehr,
wie damals beim Früchtestehlen.

Streikhenrich war ein schelmischer Narr;
als er fühlt’, daß sein Stündlein gekommen war,
Anno 13 war’s, glaub ich, im Lenze,
da sprach er zu sich: Die am Gelde ihr klebt,
nun streitet euch morgen, wer mich begräbt,
ich such’ von drei Orten die Grenze.

Und richtig, man fand ihn am Feldmarkstein.
In Dröschede lag er mit einem Bein,
mit dem andern in Untergrüne.
Der Kopf aber schlief, wie mit lächelndem Hohn,
auf dem Grund und Böden der Stadt Iserlohn,
das war für den Schimpf ihm die Sühne.

Ich weiß nicht, wer ihn begraben hat,
die kleinen Gemeinden oder die Stadt,
ob’s Prozesse gegeben und Fluchen.
Wohl niemand weiß heute, wohin man ihn gab;
doch lacht wo ein Feldtäuber über ein Grab,
Dann magst du Streikhenrich dort suchen.

Sogar bis in den Rundfunk gelangte später der „blinde Kaiser“[28] aus Balve, ein Bekannter des Dichterpriesters Peter Sömer (1832-1902) in Büderich. Wohl bei den Franziskanern in Werl hatte er das Flechten von Matten erlernt. Doch ernähren konnte sich dieser „Kaiser“ nur durch seine Spielmannskunst in den Straßen und auf Hochzeiten.

Mutter und Kind einer irischen Kesselflickerfamilie, um 1946
Nationaal Archief (http://www.flickr.com/photos/29998366@N02)

3. Im Wegwerfzeitalter haben Flickhandwerke keine Konjunktur mehr

Die Notwirtschaft von Armen gestaltete sich nicht in allen Regionen gleich. Aber es gab doch sehr viele Ähnlichkeiten in den unterschiedlichsten Landschaften. Unter den Bedingungen der sogenannten Globalisierung können wir sogar Entsprechungen auf allen Kontinenten entdecken. Das gilt nicht nur für die bevorzugten Handwerkskünste, sondern auch für die Gruppenbildungen und sozialen

[28] Vgl. zum „Kaiser“: *Kühn*, Fritz: Sagen des Sauerlandes. = Das Sauerland Band 2. Meschede: Verlag Wagener 1936, S. 229-230. [Dokumentiert auf www.sauerlandmundart.de in daunlots nr. 68, S. 31-32.]

Vernetzungen. Traurig stimmt einen bei solchen Erkundungen folgende Beobachtung: Scheinbar sind überall auf der Welt die kleinen Leute froh, wenn es noch jemanden gibt, der unter ihnen steht und irgendwie „nicht dazugehört“. Staunen kann man indessen über den Erfindungsreichtum. Um nur eines von ungezählten Beispielen zu nennen: In Südamerika haben Arme eine einfache Methode entwickelt, mit der sie aus großen Plastikflaschen komfortable Sessel herstellen.

Sehr leicht wird übersehen, dass einige der oben aufgezählten Gewerbe auch zur modernen Wirtschaftsgeschichte gehören. Jenische Korbflechter etwa haben später ihre Kunst, die seit den Anfängen der Industrialisierung im Hüttenbetrieb und in anderen Wirtschaftszweigen gefragt war, auch als Ausbilder an andere weitergeben. In einem Katalog zur Geschichte der Glasherstellung in der „Wilhelmshütte“ Nienburg wird u.a. der systematische Anbau von Weidenruten zur Korbherstellung beschrieben. In einem Beitrag kommt Willy Mues zu Wort, der sein Handwerk 1939 von alten Korbmachern erlernt hat: „Ich war übrigens Korbflechter bis zu dem Tage, bis [1961] die große Chemiefirma Hoechst Plastikbehälter verlangte.“ Bezogen auf den Familiennamen dieses Nienburger Korbmachers gibt es einen schönen Zufallsfund: Das einzige Foto zur Korbflechterei, das ich in einem sauerländischen Buch entdecken konnte, zeigt einen selbständigen Gärtnereibesitzer. Es ist der in Finnentrop-Illeschlade geborene Gärtnereimeister Hubert Mues (1908-1974).

Die Flickerei bei Gebrauchsgegenständen hat hierzulande im Wegwerfzeitalter schon lange keine Konjunktur mehr. Zum Löten undichter Töpfe kamen aber einige Leute noch immer in die Heizungsbau- und Schlosserwerkstatt meines Vaters, der über diese „Kesselflicker“-Aufträge nicht unbedingt sehr erfreut war. Im Einzelfall hatte jedoch der Kochtopf einer alten Frau Vorrang vor einem wartenden Bauherrn. – Ambulante Schirmflicker besuchten noch Mitte des 20. Jahrhunderts sauerländische Orte. Heute landen geknickte Regenschirme aus Industrieproduktionen wohl regelmäßig in der Mülltonne. Vermutlich ergeht es Scheren und Messern, die nicht mehr richtig schneiden, in vielen Fällen genauso.

Etablierte Zweige wie den Alteisenhandel bringt heute kaum noch jemand mit „jenischem Recycling“ in Verbindung. Gegenwartsvertreter von kleinsten Notgewerben kann ich aber oft von meinem Schreibtischfenster aus sehen, darunter Sperrmüll-Auswerter und Pfandflaschensammler. Derweil versuchen in der Altstadt meines Wohnortes Düsseldorf noch immer „fahrende Gaukler und Musikanten“ ihr Glück.

Der Beitrag basiert in dieser Form weitgehend auf einem Artikel für das Landwirtschaftliche Wochenblatt Westfalen-Lippe (südwestfälische Regionalausgabe: Nr. 44 vom 31.10.2013, S. 70 IIIb-71 IIIb). – Zu Literaturnachweisen vgl. Bürger, Peter: Fang dir selbst ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland. Eslohe 2013. [Buchvertrieb www.museum-eslohe.de]

IV.
„Wohin mit den Armen?“
Christliche Barmherzigkeit und staatliche Politik passten nicht immer harmonisch zusammen

Ehemaliges Armenhaus in Alme, östlich der Pfarrkirche 1922
(Wikimedia Commons)

Vom kurkölnischen Sauerland hatte der propreußische „Kulturmissionar“ Julius Gruner 1803 nach seiner Reise durch das Herzogtum Westfalen 1803 keine gute Meinung. Die organisierte Armenpflege lasse in dieser rückschrittlichen Landschaft sehr zu wünschen übrig und überall gebe es Bettelei. Das Geben von Almosen, so vermerkt der Berichterstatter kopfschüttelnd, gelte sogar als „Glaubenspflicht für unaufgeklärte Katholiken“. Gruner hat manches durchaus richtig beobachtet. Fragen von Reichtum und Armut wurden in der Landschaft vor allem auch als religiöse Fragen aufgefasst. Der Wormbacher Pastor rühmt z.B. die „Witwe Boltzen“ Anna Maria Arenz von Ebbinghof in seinem Sterbeeintrag vom 26. Februar 1809 ausdrücklich als „eine Mutter der Armen“.

Auch manche Hausinschriften zeugen noch von Mentalitäten der alten Zeiten. Auf Sengers Hof in Kückelheim steht auf einem Balken: „Ein guter Name ist besser dann Silber und Gold.“ (1787) In Niederreiste liest man: „Gib mir weder

Armut noch Reichthum, sondern nur so viel als ich zu meinem Unterhalte nötig habe.“ An Piepers Hof in Herhagen verkündet eine Inschrift: „Strebt der Liebe nach, ohne die der Reiche arm und mit welcher der Arme reich. Vera Caritas Christi.“ (1845)

In calvinistisch-reformierten Gegenden gab es die Tendenz, Armut als Zeichen dafür anzusehen, dass Gott den Betroffenen seine Gunst entzogen hatte. Heute würde man sagen: „Selber schuld!“ In den katholischen, geistlich regierten Territorien war bei den Frommen hingegen die Vorstellung verbreitet, man sammle sich mit Hilfen für Hungernde, Nackte, Heimatlose, Kranke oder Gefangene „Schätze im Himmel“. Man sollte das theologisch nicht vorschnell als eine Gewinnrechnung auf den Himmel abtun. Christus hatte ja ausdrücklich gesagt: „Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“ Die Gläubigen wollten auch an ihren Früchten erkannt werden. Als „Hageröschen aus dem Herzogtum Westfalen“ präsentierte der Dichterpriester Peter Sömer 1892 das Gedicht *„Wohltun bringt Gewinn“*, in welchem gerade die notwendige Absichtslosigkeit der barmherzigen Werke an Armen oder Obdachlosen unterstrichen wird: Eine Frau versorgt ohne jeden Hintergedanken einen bedürftigen Wanderer. Am nächsten Tag widerfährt ihr ein großes Glück. Die Nachbarin will es ihr gleichtun. Doch weil sie nur an die Belohnung denkt, geht die Sache – auch im wörtlichen Sinn – in die Hose.

1. Der Ansatz der preußischen Reformer

Es gab übrigens auch im evangelischen, märkischen Sauerland einen „guten Aberglauben“ der Caritas. In einer Volkskundesammlung von 1859 heißt es: „In der Gegend von Lüdenscheid pflegt der Käufer eines Stücks Vieh dem Verkäufer zu dem Kaufpreise noch ein Geldstück, Gottesheller genannt, einzuhändigen. Der Empfänger ist verpflichtet, ein gleiches hinzuzulegen und beide dem ersten Bettler oder Armen, der ihnen begegnet, zu überreichen. Ohne diese Gabe, meint man, würde das Tier nicht gedeihen.“

Andererseits war das katholische Sauerland unter der geistlichen Landesobrigkeit keineswegs ein Paradies der Barmherzigkeit für Bettler gewesen. Die „Anprangerung von Dieben, Dirnen und straffälligen Landstreichern“ gehörte zur Tagesordnung. Laut einer Bestimmung von 1723 durften nur die in einem Amt wohnhaften Armen, versehen mit einem besonderen Legitimationszeichen, betteln. Kurz vor Ende der kurkölnischen Herrschaft wünschten im Jahr 1798 die katholischen Reformer eine straffe Organisation des öffentlichen Armenwesens und ein Zurückdrängen der privaten Almosen.

Gerne möchte man unterstellen, man habe im Herzogtum Westfalen gewusst, dass ein Mensch sich nicht erst aufgrund irgendeiner Nützlichkeit oder Zugehörigkeit den Anspruch auf das tägliche Brot erwirbt und dass ein Armer sein Haupt erheben darf, weil er ein lebendiges Ebenbild Gottes ist. Doch einige Wortführer im politischen Katholizismus wünschten sich im späten 19. Jahrhundert die alte Zeit des frommen Almosens aus wenig ehrenwerten Motiven zurück: Man trauerte jenen Verhältnissen nach, in denen die Armen *verschämt* – mit gesenktem Kopf –

„Gnade und Wohltat“ angenommen hatten. Mit Abscheu klagte man über das selbstbewusste „unverschämte Proletariat“ der neuen Zeit, welches gar ein *Recht* auf Mittel zum Existenzerhalt einklagte. Erst der von den kleinen Leuten des Sauerlandes gestärkte Sozialflügel der katholischen Zentrumspartei erkannte, dass mit der neuen Armenpolitik der bösen Preußen ein äußerst berechtigtes Prinzip zum Vorschein gekommen war: Die Versorgung eines Bedürftigen darf nicht von zufälligen Heiligkeiten und Gunsterweisen abhängen. Sie ist als Recht zu gestalten.

Auf Seiten des preußischen Gesetzgebers gab es ursprünglich durchaus einen fortschrittlichen und menschenfreundlichen Ansatz. Die Staatsbürger sollten selbst entscheiden können, wo sie wohnen und arbeiten wollten. Die alte Heimatdefinition, die jedem am Geburtsort einen festen Platz anwies, funktionierte ja auch nicht, wenn am Heimatort ein auskömmlicher Erwerb eben gar nicht zu bekommen war. Gegen die neuen Rechtsvorstellungen gab es jedoch viel Opposition, namentlich auch seitens des westfälischen Provinzial-Landtages. Am Ende waren die Gesetze zur Niederlassungsfreiheit von 1842/43 gegenüber frühen Vorlagen stark verwässert. Die Bedingungen zum Erwerb eines Unterstützungswohnsitzes hatte man z.B. so verschärft, dass viele in Dienstverhältnissen stehende Menschen aus dem Raster herausfielen.

2. Das Landarmenwesen

Die Kommunen nahmen keine Heimatlosen in ihre Armenhäuser auf und sorgten auch sonst nicht für ortsfremde Bedürftige. Das alte Problem der heimatlosen Armen, für die sich keiner verantwortlich fühlte, bestand also nach wie vor. Sofern es sich um preußische Staatsbürger handelte, konnte man die seit jeher geübte Taktik des Abschiebens über die Landesgrenzen ja schlecht anwenden. Das wollte man auch nicht, denn es hätte der preußischen Staatsidee widersprochen. Die Lösung bestand in einer Unterscheidung von Ortsarmen, die von den Kommunen versorgt werden mussten, und heimatlosen Landarmen, für die sich die Provinz zuständig erklärte. Auch für die zweite Gruppe bevorzugten die Verantwortlichen eine private Unterbringung gegen Pflegegeld, weil dies meist billiger war. Zumindest im Ansatz wurde kontrolliert, ob die „Pfleger“ nur das Geld einstrichen und ansonsten die Bedürftigen kaum versorgten oder im Rahmen ihrer – durchaus vorgesehenen – Mitarbeit regelrecht ausbeuteten. Nicht selten konnten sich die Armen über persönliche Beziehungen die Pflegestelle auch aussuchen.

Daneben gab es aber ab 1844 das westfälische Landarmenhaus Benninghausen. Zu dieser Einrichtung hat Eva-Maria Lerche 2009 eine Studie *„Alltag und Lebenswelt von heimatlosen Armen“* veröffentlicht. Weil es in Benninghausen gleichzeitig auch ein Arbeitshaus mit Strafcharakter gab, wollten viele Bedürftige nicht in die Landarmeneinrichtung der Provinz. Unverheiratete Schwangere in Notlagen wussten auch, dass man ihre Kinder bald nach der Geburt wahrscheinlich in Pflegestellen geben würde. Andere Arme planten Benninghausen in ihre Überlebensstrategien mit ein. In der kalten Jahreszeit gab es dort Kleidung und zumindest regelmäßiges Essen. Im Frühling konnte man – bisweilen nach einem Ausbruch –

versuchen, unter freieren Verhältnissen den eigenen Lebensunterhalt wieder selbst zu sichern. Gebrechliche und alte Insassen blieben hingegen sehr oft bis zum Tod.

Es entsteht insgesamt ein gemischtes Bild: Einerseits gab es strenge Kontrollen und Repressionen. Nicht immer wurde das Freiheitsrecht der Armen respektiert, einen anderen Weg der Versorgung zumindest auszuprobieren. Andererseits war das Landarmenhaus für viele ein alternativloses Hilfsangebot. Durch den Austausch mit anderen erfuhr mancher auch etwas über die rechtlichen Bestimmungen und die Möglichkeiten zur Verbesserung der Lebenssituation. Manchmal kam es sogar zu einem neuen Selbstbewusstsein: Aus Kostengründen war man dazu übergangen, die Leichen der Armen an die Pathologie der Universität Göttingen abzugeben. Die Betroffenen reagierten auf ihre Weise – inzwischen in Geseke, dem neuen Sitz der Anstalt. Sie klagten bei den Geistlichen über die Verweigerung eines christlichen Begräbnisses, wollten deshalb nicht mehr am Gottesdienst teilnehmen, gaben ihre Gebetbücher zurück oder verweigerten die Teilnahme am Kirchengesang. Schließlich mussten die Landarmen wieder „normal begraben“ werden. Der Protest der Armen, geboren aus einer gemeinschaftlich gestärkten Selbstachtung, war erfolgreich!

In der Studie von Eva-Maria Lerche tauchen übrigens auch einige sauerländische Schicksale auf: Der Pfarrer von Hüsten schickt 1877 einen Ortsarmen, weil dieser sich im örtlichen Carolinen-Hospital nicht der Hausordnung fügt. Ein 52-jähriger, durchaus gutmütiger Tagelöhner aus Mielinghausen macht den Landrat von Meschede ratlos, weil er Wahnvorstellungen hat. Hier fühlt sich 1864 keiner zuständig. Ein 57-jähriger Bergmann aus Wenden ist 1879 nach einem Arbeitsunfall auf der Zeche in Siegen Invalide, bekommt aber vor Gericht kein Unterhaltsrecht zugesprochen. Ein gebrechlicher Armer aus Padberg (Kreis Brilon) muss trotz guter Pflege nach Benninghausen kommen, weil die Versorgung am Ort jährlich 15 Taler teurer ist als im Landarmenhaus. Aus ähnlichen Gründen wird dem Amtmann von Hüsten nicht gestattet, eine Stube für eine schwangere Dienstmagd anzumieten. Das Kind kommt in Benninghausen zur Welt und wird alsbald in eine Pflegefamilie gegeben.

3. Handwerksburschen und Wanderarme

In eine ganz andere Kategorie als die Landarmen gehörten die wanderenden Handwerksgesellen, die sich aber auch oft aus Überlebensgründen auf die Walz begaben. Sie tauchen noch Ende der 1920er Jahre im plattdeutschen Vaganten-Zyklus der Dichterin Christine Koch auf: „Ne aarmen Wandergesellen / Dait sik tau’r Aarbet mellen: / >Kann säggen, mäggen, plaigen / (Un ok en wänneg laigen), / Kann snieen, multern, mahlen / (Lote mik gutt betahlen), / Halle allerwiägen gutt iut / (Säo fix ase müglek tem Denste riut! / Dat gäiht awer nümmes wuat aan.) / – Niu, Mester, könn ey mik te Diske laen.“ – Übersetzung: Ein armer Wandergeselle / Tut sich zur Arbeit melden: / „Kann säen, mähen, pflügen / (Und auch ein wenig lügen), / Kann schneiden, multern, mahlen / (Lasse mich gut bezahlen), / Halte allerwegen gut aus / (So fix als möglich zum / Dienste raus! / Das geht aber niemandem etwas an.) – / Nun, Meister, könnt Ihr mich zu Tische laden.“

Zimmermänner 1990 auf der Walz in Erfurt – fotografiert von Ralf Hirschberger
Bildquelle: Bundesarchiv über / Wikimedia Commons

Der Dichterin hatte wohl Szenen vor Augen, wie sie der folgende Bericht an die Volkskundliche Kommission (Münster) aus dem Wittgensteiner Land spiegelt: „Zu einem Feudinger Schreinermeister kam in jedem Jahr, wenn der Winter anfing, ein norddeutscher Handwerksbursche. Jeden Samstag, wenn es Geld gab, sagte er zu seinem Meister: >Meister, heut ist der Tag, wo der Meister weint und der Geselle lacht.< Nach Geldempfang zog er in die nächste Gastwirtschaft und ließ sich voll laufen, so dass er regelmäßig am Montag nicht arbeitete. Seit 1932 ist er nicht mehr gekommen. – Handwerksburschen kamen bis zum ersten Weltkrieg häufig und schliefen in Scheunen. Auf die Frage des Vaters meines Gewährsmannes: >Lands-

mann, wie schläfst du?<, kam meist die Antwort: >Herr, besser als der Fürst in Samt und Seide!< Es folgte dann eine Ermahnung des Besitzers: >Nicht rauchen in der Scheune!<“

Ein Gewährsmann aus Niedereimer berichtet allerdings 1974 der Volkskundlichen Kommission: „Vor dem ersten Weltkriege waren echte Handwerksburschen, die zur Weiterbildung in ihrem eigenen Beruf durch die Lande zogen, schon sehr selten. An deren Stelle wurden die Dörfer mit Landstreichern geradezu überflutet. Die letzteren waren an einer ordentlichen Arbeit nicht interessiert. Sie gingen von Haus zu Haus und bettelten sich die für ihren Unterhalt erforderlichen Barmittel zusammen. Sehr selten erbaten sie ein Butterbrot. Anscheinend waren Häuser, Tor oder Zäune in den Dörfern von Vorgängern dieser Männer gezeichnet. Sie sprachen auffällig und regelmäßig in den Häusern vor, in denen die Vorgänger schon etwas erhalten hatten. In Arnsberg befand sich eine Herberge mit Verpflegungs- und Übernachtungsmöglichkeiten.“ (Arnsberg-Niedereimer 1974*)

Aus geschichtswissenschaftlicher Sicht stellt sich das „Problem der Wanderarmen“ – besonders zur Zeit der Weltwirtschaftskrise – freilich etwas anders dar. Für Olpe liegt hierzu im Rahmen des 2. Bandes der Stadtgeschichte eine Darstellung von Hans-Walter Schmuhl vor (Schmuhl 2011, S. 142-144): Aufgrund unterschiedlicher Haltungen zu den Armen auf der Straße kam es in Olpe zu Konflikten. Auf der einen Seite standen städtische Vertreter, die das sogenannte „Bettlerunwesen“ mit Strenge und Druckmitteln bekämpften. Auf der anderen Seite gab es die Hilfseinrichtungen der katholischen Kirche, nämlich das Mutterhaus der Olper Franziskanerinnen, das St. Martinus-Hospital und das Pallotinerkloster. Die Zahl der mittellosen Wanderer im städtischen Obdachlosenasyl war während der Weimarer Republik inflationär angestiegen: Nur 150 im Jahr 1924, fünf Jahre später schon 1.450 (1929) und schließlich 4.525 (1932). Während der *Kreis* Olpe 1929 mit sozialpolitischem Stolz eine neue Wanderarbeitsstätte mit Hospiz in Altenhundem eröffnete, ersann die Polizei der *Stadt* Olpe „immer neue Schikanen, um den Aufenthalt im Obdachlosenasyl so abschreckend wie möglich zu gestalten“. Derweil lehnten jedoch die Träger der kirchlichen Caritas 1929 das Ansinnen der Olper Polizeibehörde ab, „alle Bettler, Landstreicher und Vagabunden zurückzuweisen“. Es war leicht, die durchziehenden Wandrer alle als „arbeitsscheue Vagabunden“ hinzustellen. Im kirchlichen Bereich wusste man aber, dass die große Masse aus „arbeits- und wohnungslosen Muss-Wanderern“ bestand. Pure Not hatte diese auf die Straße getrieben. Die Ursachen lagen in den elenden wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit!

Im Juli 1932 entsprachen die katholischen Einrichtungen dann aber doch der Forderung der Stadt Olpe, nur noch bei Vorlage einer Bescheinigung des Wohlfahrtsamtes Essen an Wanderer auszugeben. Die Anzahl der ausgegebenen Mahlzeiten ging daraufhin auch auf ein Drittel zurück. Die Existenzprobleme der Menschen blieben gleichwohl ungelöst.

In Eslohe ging die christliche Nächstenliebe übrigens mit einem Pragmatismus besonderer Art einher. Dr. Maria Hegener hat über das dortige Dorfkrankenhaus der Olper Franziskanerinnen, an dem ihr Vater ab 1913 als Arzt tätig gewesen ist, folgende Erinnerung mitgeteilt: „Zu den Krätzepatienten gehörten im Spätherbst in jedem Jahr Landstreicher, die von den Schwestern den Winter über durchgefüttert

und mit allerlei Arbeiten ums Haus herum beschäftigt wurden. Wenn sie im Frühjahr nicht bald wieder auf die Landstraße abzogen, bekamen sie Jodkalilösung in ihre Suppe. Dann waren sie bald verschwunden.“ Über das Jodkali als Essensbeigabe vermerkt die Apothekerin Kuni Franzen in den Esloher Museumsnachrichten: „Ein fürchterlich schmeckendes Hustenmittel!“ (Franzen 1995)

Christine Koch nannte die „Könige der Straße“ in ihren Gedichten vorzugsweise „Bummelanten“, jedoch nie „Köttenkerle“. Für ihren Respekt vor den Vaganten gab die Dichterin auch einen Grund an: „Viär Guatt sind Künink un Biärler gleyk!“ (Vor Gott sind König und Bettler gleich!) Im sogenannten Dritten Reich verfolgte man indessen ein ganz anderes Programm. Auf der Grundlage der älteren Hetztraditionen und bestehender Diskriminierungen begannen die Nationalsozialisten ab 1933 mit der systematischen Verfolgung auch von Obdachlosen. Schon wenige Monate nach der „Machtergreifung“ kam es zu den großen Bettlerrazzien. 1938 folgte im ganzen Land die „Aktion Arbeitsscheu Reich“. Reichsführer-SS Heinrich Himmler hatte am 15.1.1938 persönlich angeordnet: „Jeder Bettler, der arbeitsscheu ist, ist sofort einem Konzentrationslager zuzuführen.“ Nunmehr, so der Sozialwissenschaftler Wolfgang Ayaß, ging es nicht mehr um bloße Vertreibung, sondern um Vernichtung. Die Überschrift zu all dem hieß „Rassenhygiene“, womit man auch Zwangssterilisierung oder Tötung durch KZ-Haft als gerechtfertigt ansah. Die Nazis bezeichneten Arme mit einer unangepassten Lebensform als „moralisch Schwachsinnige“, „Ballastexistenzen“, „Schädlinge“, „unnütze Esser“, „Arbeitsscheue“, „Gemeinschaftsfremde“ oder „Asoziale“. Etwa 10.000 „Nichtsesshafte“ sollen während des „Dritten Reiches“ – unter kräftiger Mitwirkung von sog. Wandererfürsorge und Kommunen – in Konzentrationslager deportiert worden sein.

Der Beitrag basiert in dieser Form weitgehend auf einem Artikel für das Landwirtschaftliche Wochenblatt Westfalen-Lippe (südwestfälische Regionalausgabe: Nr. 45 vom 7.11.2013, S. 88 IIIb-89 IIIb.). – Zu Literaturnachweisen vgl. Bürger, Peter: Fang dir selbst ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland. Eslohe 2013. [Buchvertrieb www.museum-eslohe.de]

V.
„Der Mond über Lüdenscheid“
Die unglaubliche Karriere des „Kiepenlisettken“

Die berühmte Fotografie der Lisette Cramer,
aufgenommen von Max Kettling 1906 vor dessen Gartenlaube

Beim Wanderhandel früherer Zeiten galten Fragen von Rang und Namen einmal als sehr wichtige Angelegenheit. Zumindest in Gewerbeberichten sauerländischer Ortsvorsteher stößt man schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auf eine klare Unterscheidung zwischen den ganz armen, oft aus „Außenseiterfamilien“ stammenden Hausierern, bei denen zwischen Gewerbe und Bettelei nicht immer klare Grenzen ausgemacht werden konnten, und „gut beleumundeten“ Wanderhändlern. Zu fragen ist allerdings, ob in der Geschichte des Wanderhandels eine solche Grenzziehung wirklich immer eindeutig gegeben war. Eine diesbezügliche Unsicherheit spricht noch aus den Mitteilungen von „ehrbaren Wanderhändlern“ des 20. Jahrhunderts: „Wir waren ja eigentlich (!) Hausierer. Man nannte sich nie >Hausierer<, sondern stets >Handelsmann<. Einen Sauerländer Handelsmann als >Hausierer< zu

bezeichnen, kam für diesen fast einer Beleidigung gleich.“ (Vgl. www.sauerland mundart.de: daunlots nr. 67.)

Kupferstich „Der Kurzwarenhändler“ von 1741 – Künstler Christian Wilhelm Ernst Dietrich (1712-1774) – Wikimedia.org

1. Romantisierte Armut – eine lange Tradition

Irgendeine besondere Faszination muss von den ärmsten Hausierern und umherziehenden Kleingewerbetreibenden aber schon immer ausgegangen sein. Der Maler und Kupferstecher Christian Wilhelm Ernst Dietrich (1712-1774) aus Weimar hat z.B. 1741 sein bekanntes Bildnis „Der Kurzwarenhändler“ gestochen: Der freundliche Händler mit Kiepe, Feder am Hut, geflickter Hose und Wanderstab bietet an der Haustüre seine Waren feil. Die Hausfrau scheint über seinen Besuch erfreut zu sein, doch sie prüft erst die Ware und hält ihre Geldmünze noch fest in der Hand. – Das Sortiment erklärt Johann Christoph Adelung (1732-1806) in seinem Wörterbuch so: „Kurze Waare, kleine verarbeitete oder verfertigte Dinge, als eine Waare betrachtet, z.B. hölzernes Spielgeräth, kleine Eisenwaaren usf.“ Goethe dichtet über das „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“: „Kauft allerhand, kauft allerhand, / Kauft lang’ und kurze War! / Sechs Kreuzer ’s Stück, ist gar kein Geld, / Wie’s einem in die Hände fällt.“

Ein frühes Beispiel für „Romantisierung der Armut“ im Münsterland ist der Kult um das plattdeutsche Bettelmusikantenpaar „Flör und Kösters“. Der Künstler Friedrich Wilhelm Büchtemann hat die beiden armen Wanderoriginale schon 1838 in einem kleinen Gemälde dargestellt, das heute zum Fundus des Westfälischen Landesmuseums Münster gehört. Hinter dem Künstlernamen „Flör“ steckte der 1796 geborene Maurer Bernhard Friedrich Wallbaum, der infolge eines Arbeitsunfalls erblindet war. Zusammen mit seinem Kompagnon Kösters beglückte er das Publikum mit hochdeutschen Sentimentalitäten und derber plattdeutscher Komik. Es gab Bewunderer in gehobenen Kreisen. 1896 fanden die Liedtexte der beiden sogar Eingang in eine bedeutsame Sammlung münsterischer Mundartzeugnisse. So ist über Kunst und Heimatliteratur ein kleines Kulturkapitel aus den Unterschichten überliefert worden.

Klaus Groth hat in seinem berühmten Mundartband „Quickborn“ von 1853 einem „klitzekleinen jüdischen Zimthausierer“ ein Gedicht gewidmet. Diese Gestalt wirkt – so abgeschoren und gleichzeitig fidel – recht niedlich vor der Kulisse des „holsteinischen Volkslebens“. Erst wenn man tiefer blickt, erschließt sich einem ihre Tragik. Der ärmliche Gewürzhändler lehrt die Kinder nämlich das beharrliche Warten auf ein „Irgendwann“, in dem Wünsche und Träume wahr werden ...

Über Lebenswirklichkeiten erfährt man in all den verklärten Zeugnissen nicht viel. Nach seinem Tod mag mancher, der zu Lebzeiten wenig Freundliches erfahren hat, zum liebenswerten „ausgestorbenen Original“ aufsteigen. Zum Ausschmücken einer Idylle taugen Armut und Außenseitertum trotzdem nicht.

2. Eine märkisch-sauerländische Kurzwarenhändlerin wird zur Kultfigur

Ein vergleichsweise schon außerordentlich modernes Beispiel für den ausgeprägten Kult um arme Wanderoriginale noch aus der Kaiserzeit findet man im märkischen Sauerland. Es betrifft die unglaubliche Karriere der umherziehenden Kurzwarenhausiererin Lisette Cramer geb. Buschhaus (1845-1907) aus Kierspe-Schmidthausen:

- 1906, ein Jahr vor ihrem Tod, macht der ideenreiche Schalksmühler Fotograf Max Kettling von ihr eine Aufnahme vor seiner Gartenlaube an der Hälver. Die daraus entstandene Postkarte trägt den Titel: „Kiepenlisettchen, ein Original des Märkischen Sauerlandes“. Sie lässt erahnen, dass die Dargestellte in ihren 60 Jahren wohl eher nicht zu den vom Leben Bevorzugten gehört hat.
- Eine später nachfolgende Ansichtskarte ist so schön koloriert, dass die Bekleidung gar nicht mehr abgenutzt aussieht. Darunter steht ein plattdeutscher Verkaufsspruch mit der Überschrift: „As Lisettken ob en Handel gink!“ (Das Sortiment ist gegenüber anderen Zeugnissen schon mit Waschpulver, Schuhwichse und Putzpomade angereichert.)
- Schließlich wird eine ganze Kartenserie mit Fotomontagen vertrieben, in der „Kiepenlisettchen“ über Lüdenscheid auf dem Mond sitzt, im Wald ein Auto-

mobil fährt oder mit dem Zug „Richtung Oberbrügge-Halver-Wipperfürth-Köln“ reist. Die präsentierte Hauptfigur konnte sich zu dieser Erfolgsgeschichte freilich nicht mehr äußern. Sie war schon tot.

- Als man dann 1982 auf dem Rathausplatz von Schalksmühle ein Bronzedenkmal für das berühmte „Kiepenlisettchen“ einweihte, war aus Lisette Cramer eine ganz aufrecht, fest im Leben stehende „Bauernfrau“ geworden – fast ohne Falten im Gesicht.
- Auf dem Umschlag eines Sammelbandes über „Kiepenkerle in Westfalen“ verkündete das originelle „Lisettken“ 1992 zusammen mit einem männlichen Kiepenkollegen als Lebensmotto: „Wi staoht fast!“

„Kiepenlisettken“ ist in einer Fotomontage zur „Frau im Mond“ über Lüdenscheid aufgestiegen
(Verein für Geschichte und Heimatpflege in der Gemeinde Schalksmühle e.V.)

Über den eigentlichen Erfinder dieser Karriere des „Kiepenlisettchen“ haben dessen Tochter Hilde Lichte und Dr. Roland Hoffmann 2006 ein reich illustriertes Buch veröffentlicht: „Max Kettling (1883-1960) – Ein Fotograf aus dem Märkischen Sauerland“: 1904 leiht Kettling sich von seinem älteren Bruder eine kostspie-

lige Reisekamera für das Plattenformat 13 x 18 aus. Die ersten Aufnahmen gelingen hervorragend. Es folgt direkt ein Auftrag für den Bahnhofswirt in Brügge, der Postkarten vertreiben will. Schon bald sind die Investitionen für eine eigene Ausrüstung nebst Labor refinanziert. Kettling startet seine Laufbahn als ungemein erfolgreicher Postkartenverleger. Insgesamt soll er zehntausende Bildmotive aufgenommen haben! Zu sehen sind Orte und Landschaften, aber ebenso Fabrikhallen und Industriehandwerk. Mit großem Gespür für den Zeitgeschmack entwickelt Kettling seine Serie über die westfälische Heimat. Die dargebotenen Szenen sind ohne Zweifel bis ins Letzte durchkomponiert. Auch bei den Trachten hat der Fotograf wohl nichts dem Zufall überlassen. Wiederholt blickt seine Ehefrau Elly als Milchmädchen auf das liebe Land.

Mit einem sehr aufwendigen Lichtdruckverfahren kam Farbe in diese Bilder. Nach eigenem Zeugnis hat der geschäftstüchtige Künstler an manchen Tagen bis zu 5.000 Karten verkauft. Im Jahr 1914 gab es kriegsbedingt einen Rückgang, doch der Kartenumsatz betrug immer noch 800.000!

Auch mit seiner Montagetechnik war der Schalksmühler Fotograf der Konkurrenz um Längen voraus. Er verwandelte die märkisch-sauerländischen Orte in regelrechte Zukunftsschauplätze, Schwebebahn inklusive. Am Himmel waren phantastische und realistische Flugobjekte zu sehen. Alles zusammengefügt mit manueller Kunst, denn ein „Photo-Shop“ am Computer gab es natürlich noch nicht. Als im Herbst 1909 das Luftschiff des Grafen Zeppelin über Schalksmühle flog, hatte Kettling für den Verkauf an die Schaulustigen schon fertig gedruckte Karten, auf denen die Sensation festgehalten war, bevor sie sich überhaupt ereignet hatte.

3. Was weiß man denn über die wirkliche Lisette?

Kettlings pfiffige Technik der Fotomontage hat dann auch aus der Kiepenlisettchen-Aufnahme von 1906 eine beliebte Serie werden lassen. Was aber weiß man Gesichertes über das „Original des märkischen Sauerlandes“? Liest man die maßgebliche Textquelle aus der Feder der Heimatdichterin Tilly Grüber (siehe unten), so wird man ratlos. Im Grunde handelt es sich lediglich um eine Bildbetrachtung zur ursprünglichen Photographie, phantasievoll angereichert mit Mutmaßungen und Anekdoten. Die Widersprüche sind eklatant. Beschrieben wird eine ärmliche, verschlissene Hausiererbekleidung. Aber das eben soll die Bauerntracht der Altvorderen gewesen sein, mit welcher „Lisettken“ angeblich den ausländischen Moden getrotzt habe. Einerseits tritt uns eine vertraute, geliebte und würdevolle Gestalt entgegen. Andererseits ist von einem fast unterwürfigen Auftreten und von Verspottung auf der Straße die Rede. Niemand soll auf die Idee kommen, das sauerländische Lisettken habe etwas mit jenen umherziehenden Kurzwarenhändlerinnen zu tun, die man keineswegs achtete. Die entsprechenden Stichworte: „aus begütertem Hause“, „unverschuldete Armut“, „brav, fleißig und redlich“. Gerade mal 62 Jahre war die Heldin bei ihrem Tod. Tilly Grüber bescheinigt ihr ein hohes, ehrwürdiges Alter!

Rudolf Filling (Halver) stellt „Lisettken“ 1992 in einem Sammelband als einzige westfälische Kiepen*frau* vor. Auch er will wissen, die Hausiererin wäre 71 Jahre alt geworden. Indessen möchte Filling nichts von „Guter Alter Zeit“ erzählen, wenn er das „von tausend Runzeln durchzogene, von Wind und Wetter gegerbte Gesicht“ beschreibt. Nur hat „sein Kiepenlisettken“ im Vergleich zum dem von Tilly Grüber einen noch intimeren Familienanschluss bei der Kundschaft: Man heißt die Händlerin als gute Erzählerin und muntere Unterhalterin herzlich willkommen und lädt sie gleich zum Fitzebohnen-Durcheinander an den Mittagstisch ein.

Über das Anekdotische hinaus geht allein Hilde Lichte in einer kleinen Broschüre von 2004. Darin findet man wenigstens einige greifbare Kirchenbuchdaten: Lisette wurde am 26.1.1845 als Tochter der Eheleute Caspar Wilhelm Buschhaus und Wilhelmine geb. Voß auf einem Bauernhof in Schmidthausen bei Kierspe geboren. Sie lernte früh den um 14 Jahre älteren Bauernsohn Carl Cramer aus Schultenhedfeld kennen, den sie als 21-Jährige am 14.6.1866 in der Kirche zu Halver heiratete. Zwei Wochen vorher war am 1.6.1866 schon der gemeinsame Sohn Friedrich in Mark bei Halver geboren worden, dessen Taufe nach der Hochzeit am 5.8.1866 erfolgte. Bald nach der Eheschließung soll das Paar nach Rotthausen bei Schalksmühle gezogen sein, wo Carl Cramer eine Stelle als Knecht annahm und am 7.6.1869 noch eine Tochter Lina geboren wurde. Über diese Tochter schreibt Hilde Lichte, sie sei „bei Verwandten in Holte“ aufgewachsen. Von Lisettes Sohn wird mitgeteilt, er sei nach seiner Heirat mit Anna Schönenberg Landwirt auf einem Hof in Hirschberg bei Brügge geworden.

Weshalb und wie ist Lisette Cramer nun zur Kurzwaren-Hausiererei gekommen? Das weiß man nicht. In jungen Jahren soll sie laut Tilly Grüber sehr weite Reisen unternommen haben, so dass sie auf den Bauernhöfen im September 1870 die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons noch vor der Zeitungspost überbringen konnte. Da war ihr Sohn Friedrich etwas älter als zwei Jahre, ihre Tochter

Lina nicht viel mehr als ein Jahr alt. „Kiepenlisettchen“ starb am 1. Mai 1907: „wohl bei ihrer Tochter“ – mutmaßt die Biografin.

Auch als Wanderhändlerin mit Kiepe im modernen Automobil präsentierte Max Stehling sein „Lisettchen“ (Verein für Geschichte und Heimatpflege in der Gemeinde Schalksmühle e.V.)

4. Was Tilly Grüber über das „Kiepenlisettken“ schreibt

Den maßgeblichen, später immer wieder nachgeahmten Aufsatz über das „Kiepenlisettken“ hat die Schalksmühler Heimatdichterin Tilly Grüber (1886-1943) verfasst. Nach Mitteilung von Hilde Lichte ist dieser Text zuerst in den 1930er Jahren veröffentlicht worden:

In den Kindheitserinnerungen ist den alten Einwohnern des Ortes Schalksmühle noch das Kiepenlisettken, die vertraute, volkstümliche Gestalt mit der braunen Kiepe auf dem Rücken, fröhlich und aufrecht, wie sie damals durch die Bergtäler der Hälver und Volme zog und die weiten Hohenzüge entlang, wo sie über die Schwellen der Gehöfte ringsum ihren Wanderstab setzte. Diesen letzteren in der Form des unvermeidlichen, unvergänglichen und sehr umfangreichen Regenschirms mit der derben, geraden Stockkrücke darauf, der durch die graue, regenverwaschene Farbe sein Alter von selbst bezeugte. Wo Kiepenlisettken auftauchte, mit dem breitlächelnden, gutmütigen Gesicht, da wusste schon Alt und Jung, was nun kam. Die Empfehlung war immer die gleiche; ein wenig leise, ein wenig gebrochen, schüchtern und gutvertrauend zugleich, wurde die Warenliste mündlich vorgetragen: „Witte Tweiern, schwatte Tweiern, witt Posselin-Hiemdsknöppe, witt

un schwatt Band, bloo Band, witten Piäpper, schwatten Piäpper, beschootene Nuett, Blaume un Zaffroon, Stoppnoteln, Nägenoteln, Knoopnoteln!“ (Weißes Zwirn, schwarzes Zwirn, weiße Porzellan-Hemdsknöpfe, weißes und schwarzes Band, blaues Band, weißen Pfeffer, schwarzen Pfeffer, Muskatnuss, feines Kuchenmehl und Safran, Stopfnadel, Nähnadeln, Knopfnadeln!)

Wer da nichts von ihr genommen hätte, ein Barbar wäre er gewesen. Man bot ihr einen Stuhl, ein Schälchen heißen Kaffees, es wurde einiges vom Wetter und von der Jahreszeit geredet, während die Kinder emporstaunten an der rundlichen, wohlgenährten, mittelgroßen Gestalt in der immergleichen Gewandung: grautuchene, festaufsitzende Taille, unendlich weiter, dickgekräuselter Rock von unbestimmbaren Schattierungen in Braun und Grau, eine blaue Leinenschürze vorgebunden, die unten einen Streifen des Rockes sehen ließ, an dessen Rand die derben hohen Nagelschuhe absetzten, gutgefettet und gethrant, ein wenig sichtbar auch die dicken schafswollenen Strümpfe, sommers und winters dieselben, dazu das landesübliche rote oder schwarzgraue Kopftuch, auf ein Dreieck geschlagen und um den Kopf gebunden, – alles in allem, die Tracht der westfälischen Bauernfrauen aus den vorvergangenen Generationen, die Kiepenlisettken getreulich und charaktervoll durch die neu heraufziehende Zeit der Auslandsmoden hindurch trug. Durch wie viele Wetterstürme, Regenstürze und Frostschneetage, wie viele Frühlingswetter und Sommergluten hat diese Bekleidung der Wanderin gedient, sie gesund erhalten bis ins hohe Alter hinein, als ihr Rücken sich immer mehr beugte unter der Last der Kiepe, in der sie den kleinen Hausbedarf ihren Heimatleuten zutrug.

Kiepenlisettken war aus begütertem Hause und nicht durch eigene Schuld arm geworden, aber immer auf Bravheit bedacht und sich fleißig und redlich durchschlagend. Wollte irgendwann einer die alte und durch den etwas watschelnden Gang auffallende Frau hänseln, so wandte sie sich mit einem unwilligen Brummeln unverständlicher Worte von den Spöttern und Neugierigen ab und zog ihres Weges weiter in allen Würden ihres ehrbaren Alters, achtbar und vertraut als ein liebes, altes Original der gemeinsamen Bergheimat. Sie starb um die Jahrhundertwende bei Verwandten in Halver.

In ihrer jungen Zeit war sie indes auch weit hinaus gezogen, sogar nach Mainz, Frankfurt und Einbeck trug sie den dort im Militärdienst befindlichen „Hälverschen und Schalksmühler Jungens“ Briefe und Pakete von deren Angehörigen in die Kasernen hinein. Alten Bürgern ist noch erinnerlich, wie sie 1870 nach der Schlacht bei Sedan auf eine Reihe von Bauernhöfen die Nachricht brachte, ehe die Zeitungspost erschien: „Kaiser Kapolgun (Napoleon) gefangen!“

5. Literatur zum „Kiepenlisettken“

Backmann, Ulrich: Wi stoaht fast. Kiepenkerle in Westfalen. = Veröffentlichungen der Stadtbücherei und des Stadtarchivs Haltern Bd. 5. Stadt Haltern 1992, S. 38-40. [Beitrag von Karl Rudolf Filling]

Boer, Hans-Peter: Der Kiepenkerl – eine Traditionsfigur des Münsterlandes? In: Dieckmann, Fritz / Strotdrees, Gisbert: Münster – Zentrum der Landwirtschaft. Münster-Hiltrup:

Landwirtschaftsverlag 1993, S. 110-113. [Grundsätzlicher Beitrag zur unangemessenen Folklorisierung im Rahmen des „Kiepenkerl-Kultes“.]

Gebhardt, Gerd: Kiepenlisettken. Ein Original des märkischen Sauerlandes. In: Gierke, Hünter (Red.): Gemeinde Schalksmühle. Beiträge zur Heimat- und Landeskunde. (Hg. Heimatbund Märkischer Kreis e. V.). Schalksmühle 1996, S. 51.

Grüber, Tilly: „Kiepenlisettken“. Ein sauerländer Original. In: Gesellschaft der Freunde der Burg Altena / Westfälischer Heimatbund (Hg.): Schalksmühle Dahlerbrück. Altena 1957, S. 34.

Kiepenlisettken auf dem Rathausplatz offiziell übergeben. – Urenkelin stellte Familienähnlichkeit fest. In: Lüdenscheider Nachrichten (Lokalteil Schalksmühle), 30.11.1982.

Knitter, Christa: „Das Dutzend zu dreizehn Stück“. In: Heimatbund Märkischer Kreis / Stadt Halver (Hg.): Halver, einfach sympathisch. Beiträge zur Heimat- und Landeskunde [Heimatbuch zum Kreisheimattag]. Altena 2000, S. 221-222. [von mir nicht eingesehen]

Lichte, Hilde: Kiepenlisettchen. – Als Kiepenlisettchen durch die Lande zog. Ein Original des Märkischen Sauerlandes. Druck: Pomaska-Brand Verlag. Schalksmühle: Selbstverlag 2007. [12 Seiten]

Lichte, Hilde / *Hoffmann*, Roland: Max Kettling (1883-1960). Ein Fotograf aus dem Märkischen Sauerland. Schalksmühle: Pomaska-Brand 2006. [über den Fotograf des berühmten Kartenmotivs]

Sauermann, Dietmar: Der Kiepenkerl – eine problematische Erfindung, in: Heimatpflege in Westfalen 4 (1991), S. 1-4. [Grundsätzlicher Beitrag zur unangemessenen Folklorisierung im Rahmen des „Kiepenkerl-Kultes“.]

Wikimedia.org

Der Beitrag basiert weitgehend auf einem Artikel für das Landwirtschaftliche Wochenblatt Westfalen-Lippe (südwestfälische Regionalausgabe: Nr. 43/24.10.2013, S. 72 IIIb-73 IIIb).

VI.
„Feierabend auf dem Biedermeiersofa“
Vom Tagelöhner zum Kleinbauern – soziale Aufstiegsträume im 19. Jahrhundert

Bildarchiv Museum Eslohe

Im Oktober 1927 veröffentlichte der Mundartautor Gottfried Berg (1858-1939) in den Olper Heimatblättern einen plattdeutsche Pfingstgeschichte über „Zufriedene Leute aus der guten alten Zeit“. Obwohl die Handlung zu einer Zeit spielt, als er noch gar nicht geboren war, möchte Berg für die Wahrheit dieser Erzählung einstehen: Vor dem großen Brand von 1848, der seinen schönen Geburtsort Saalhausen beinahe ganz in Asche verwandelt hat, stand im Dorf ein altes verfallenes Haus mit Namen „Zenses“. Darin wohnten drei ledige Geschwister, zwei Schwestern und ihr Bruder.

Diese Hausbewohner pflegen einen Humor ganz eigener Art. Am Vorabend des Pfingstfestes weiß man noch nicht, was es zum Abendessen geben soll. Eine der beiden Schwestern gibt zum Besten, sie habe doch schon das Wasser aufgesetzt für eine Mahlzeit mit „Water und Braut“ (Brotsuppe). Die andere Schwester fängt daraufhin an zu lachen und hört nicht wieder auf. Nun wollen die Geschwister aber den Grund dafür erfahren, um zusammen lachen zu können. Das ist schnell bewerkstelligt: „Du willst Brotsuppe (Water un Braut) kochen, aber wir haben ja keinen

einzigen Krümmel Brot im Haus!“ Die gemeinsame Heiterkeit der Geschwister will daraufhin kein Ende nehmen. Es kommen am Ende ein paar Pellkartoffel und ein „Glas Pumpenheimer“ auf den Tisch. Am nächsten Morgen lässt sich der Bruder Hermann von den Sonnenstrahlen und Vögeln in aller Herrgottsfrühe wecken und singt in den schönsten Tönen – trotz Magenknurren: „Komm Schöpfer Geist, kehr bei uns ein!“ Das gute Ende bleibt nicht aus. Der Nachbar Franz Anton Gerlach, Kommerzienrat und „der größte Gutsbesitzer im Kreis Olpe“, hört durch seine Magd vom Notstand im Hause Zenses. Er lässt unverzüglich einen Riesenkorb mit lauter Köstlichkeiten aus der Vorratskammer und sogar ein paar Flaschen Wein zu den drei armen Leuten bringen. Nach Pfingsten bekommt Hermann eine regelmäßige Arbeit bei ihm, so dass es fortan immer Brot auf dem Tisch gibt ...

1. Die Lebenswirklichkeit der Beilieger und Tagelöhner

Die drei ledigen Geschwister Zenses bewohnten in Saalhausen vielleicht ein ausgedientes landwirtschaftliches Nebengebäude. So heiter wie bei ihnen ging es im 18. und 19. Jahrhundert wohl kaum in allen Behausungen kleiner Leute zu. Der Heilige Geist konnte am Pfingstfest vermutlich auch nur in seltenen Ausnahmefällen eine Märchenfee mit vollem Präsentkorb vorbeischicken.

Die regionale Geschichte der markberechtigten Solstätteninhaber, deren bäuerliche Anwesen fest mit mehr oder weniger nennenswertem Bodeneigentum verbunden war, ist z.T. ziemlich gut erforscht. In den veröffentlichten Bänden der „Stammreihen sauerländischer Familien“ von Josef Lauber kann man z.B. im Bereich des Altkreises Meschede die Generationenfolge sehr weit zurückverfolgen. Nur wenig wissen wir hingegen über die Geschichte der Arbeitsleute, die in Anbauten oder Nebengebäuden wohnten. Manche Forscher scheinen über die sogenannten Beilieger durchaus Nachrichten gesammelt zu haben. So gibt es etwa in jenem Nachlassteil Laubers, der im Schmallenberger Stadtarchiv eingestellt ist, entsprechende Aufzeichnungen. Auch eine Chronistin aus dem oberen Sauerland, Antonie Finnemann, hat mir von einem Ordner über Beilieger in ihrer Heimatsammlung erzählt. In beiden Fällen haben die gleichsam nebenher angestellten Erkundigungen aber nicht Eingang gefunden in Veröffentlichungen.

In anderen Landschaften gab es ein ausgeprägtes Heuerlingswesen. Über Pachtverträge mit einem Bauern konnten sich die Heuerleute ein Dach über dem Kopf und ein Stück Ackerland für den eigenen Anbau sichern. Im Sauerland aber waren selbst bei Vollspannhöfen die Ländereien meistens überschaubar. Außerdem gab es genügend freie Arbeitskräfte. Das Heuerlingswesen konnte sich hier deshalb in der Breite nicht durchsetzen.

Zur Situation im kölnischen Sauerland der vorindustriellen Zeit hat Dr. Maria Rörig 1985 eine exemplarische Arbeit vorgelegt, in der sie das Kirchspiel Stockum behandelt.[29] Schon im 17. Jahrhundert hatten dort auch viele der markberechtigten

[29] Diese Untersuchung kann übrigens vollständig auf der Internetseite der Volkskundlichen Kommission für Westfalen nachgelesen werden: Maria *Rörig*: Eine ländliche Arbeiterfamilie der vorindustriellen Zeit. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des kurkölnischen Sauerlandes. Münster 1985. www.lwl.org/voko-download/BilderNEU/422_043Roerig.pdf

Kleinbauern u.a. wegen vorausgegangener Teilungen so wenig Land, dass ihre Höfe keine ausreichende Ackernahrung erbrachten und eine Existenzsicherung ohne weiteren Zuerwerb nicht möglich war. Im Zuge des explosiven Bevölkerungsanstiegs trat im 18. Jahrhundert eine enorm anwachsende Zahl von Menschen ohne jeden Grundbesitz hinzu. Unterbringung und Ernährung dieser „selbstständigen Arbeitsleute“ bzw. Tagelöhner, die oftmals ja nachgeborene Bauernsöhne waren, entwickelten sich zu einem großen Problem. Freies Land stand nicht zur Verfügung. Eine Möglichkeit für Zusiedlung gab es allenfalls außerhalb der Dörfer, nämlich in Form der Köhlerhütte im Wald. Die Unterbringung auf den bestehenden Solstätten erfolgte als Notbehelf, z.B. in überlassenen Anbauten oder Nebengebäuden. Falls es sich hierbei um ausgediente Backhäuser oder verlassene Schmieden handelte, hatte man zumindest eine Feuerstelle.

Die Tagelöhner ohne hinreichende Selbstversorgungsbasis waren im Gegensatz zu Knechten und Mägden frei, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Aber anders als Gesinde oder Empfänger von regelmäßigen Deputaten (Naturalleistungen) hatten sie keine Nahrungsmittelsicherheit. Mahlzeiten gab es nur an den Tagen, an denen wirklich Tagelöhnerdienste zu erbringen waren. Die Tagelöhner – und auch viele Kleinbauern ohne hinreichendes Ackerland – waren froh, wenn sie ihre Kinder zum Dienst auf größere Höfe schicken konnten. Die Benachteiligung der klein- und unterbäuerlichen Schichten hinsichtlich der Bildungschancen hielt später auch an, als sich das Schulwesen zusehends verbesserte. Der Nachwuchs stand früh in fremden Diensten oder war mit Hütekinderarbeit beschäftigt. Der Schulbesuch fiel entsprechend oft denkbar dürftig aus. – Gar nicht so selten wurden Kinder unter den unterschiedlichsten Bedingungen weggegeben (oder „verliehen“). Blickt man auf Lebensumstände und hohe Kindersterblichkeit bei den ärmeren Schichten, so wird klar, dass dies mit Herzlosigkeit rein gar nichts zu tun hatte.

2. Die „Behelpers“ mussten viele Arbeiten kombinieren

Die Beilieger mussten improvisieren und eigentlich rund um die Uhr arbeiten. Die Möglichkeiten für den landwirtschaftlichen Tagelöhnerdienst waren sehr begrenzt und außerdem ja auch von den Jahreszeiten abhängig. Man musste seine Tagelöhnerdienste mehreren Höfen anbieten und nehmen, was eben kam. Leistungen und gewährte Rechte wurden verrechnet. Das heißt: es gab keinen Barlohn. Ein größerer Beiliegerhaushalt brauchte zur Selbstversorgung laut Maria Rörig neben der Unterkunft auch Gartenland, einen kleinen Pachtacker und etwas Platz für Tiere. Im 18. Jahrhundert hatten die Beilieger keine Steuern an den Landesherrn zu zahlen, sondern leisteten nur bestimmte Abgaben an die örtliche Bauernschaft. Vergünstigungen hatten sie über Gemeinschaftsrechte etwa in Form freier Hude für eine eigene Kuh oder bei der Holzbesorgung.

Meistens arbeiteten beide Ehepartner außer Haus. Die Kleinkinder wurden mitgenommen. Tagelöhner und viele Kleinbauern mussten ihre landwirtschaftliche Betätigung mit handwerklichem Erwerb oder Produktionen durch Heimarbeit kombinieren. Aus heutiger Sicht hört es sich sehr solide an, dass Tagelöhner auch als Leineweber, Schuster, Kettenschmiede etc. den Lebensunterhalt für ihre Fami-

lien verdienten. Aber das Handwerk hatte damals keineswegs einen goldenen Boden. Webstuhl, Drechselbank, Schneider- oder Schustertisch standen in einer engen Behausung, in welcher von einem eigentlichen Wohnen im heutigen Sinn kaum die Rede sein konnte. Die „gute Stube“ der Beilieger war an Sonn- und Festtagen bestenfalls ein aufgeräumter Arbeitsraum. Mehrere Familienangehörige schliefen in einem Bett. So blieb es beim Nachwuchs in der Regel auch später, als die ehemaligen Beilieger ein eigenes Dach über dem Kopf hatten.

3. „Andre, die das Land so sehr nicht liebten, war’n von Anfang an bereit, zu gehn“

In der Arbeit von Maria Rörig wird deutlich, dass sich viele Menschen schon vor der Industrialisierung den Luxus von Bodenständigkeit und Heimattreue nicht leisten konnten: Viele Beilieger ohne Landbesitz zogen „in schlechten Zeiten von Ort zu Ort auf der Suche nach besseren wirtschaftlichen Möglichkeiten“. Sie hatten „nichts zu verlieren“. Wer bei der Erforschung seiner Familiengeschichte für ein- und dieselbe Generation gleich mehrere Pfarrarchive aufsuchen muss, braucht nicht gleich auf die Idee zu kommen, dass seine Vorfahren zu den „Vagabundi“ zählten. Gleichwohl mussten viele kleine Leute ähnlich mobil sein wie die vagierenden Armen! Außerdem gab es Schnittmengen zwischen den Kleinen und denen „ganz unten“.

Die ganze Bandbreite improvisierter Behausungen ist noch keineswegs genau erforscht. Die Besitzenden in den Dörfern wehrten den Zuzug von Habenichtsen natürlich mit allen Kräften ab. Es scheint aber trotzdem mancherorts zu nennenswerten wilden Ansiedlungen gekommen zu sein. Dr. Maria Rörig schreibt: „Da die Bauern aber den Zuzug von Berg- und Hüttenarbeitern nicht verhindern durften, solange diese im Bergbau Beschäftigung fanden, kam es bei Schließung der Werke oft zu >illegalen< Ansiedlungen in den Wäldern. Die Zahl der Beilieger mit Einschluss dieser Hüttenbewohner im Walde überstieg in manchen Bergbaugemeinden unseres Gebietes um 1800 die der Höfe beträchtlich, was Versorgungs- und Besteuerungsprobleme bis zur gerichtlichen Auseinandersetzung ansteigen ließ.“

Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wurde auch auf dem Lande die Geldwirtschaft zur vorherrschenden Zahlungsform. Das traf als Erschwernis insbesondere die untersten sozialen Schichten. Nach Ende des Feudalismus brach für die Besitzlosen keineswegs eine gute neue Zeit an. Jetzt wurden auch die Beilieger zu Steuerpflichtigen. Alte Gemeinschaftsrechte, die die Weidemöglichkeit für die eigenen Tiere und die Einholung von Brennholz betrafen, fielen entschädigungslos weg. Es häuften sich zunächst Felddiebereien, Holzfrevel und Steuerpfändungen.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde für viele Menschen auch im Sauerland eine Zeit großer Armut (Lerche 2009). 1843 heißt es in einem Bericht für das Amt Schmallenberg: „Unter der ärmeren Klasse der Eingesessenen namentlich in Westfeld ist fast Hungersnoth. Die Kartoffeln sind verzehrt und verpflanzt und Brodkorn ist nicht vorhanden und es fehlt an Geld zum Ankauf, da keine Gelegenheiten vorhanden sind, solches zu verdienen.“ 1854 stellt der Schmallenberger Amtmann noch immer fest: „Bei den Unbemittelten nimmt die Armut immer mehr

zu, da die Tagelöhner nicht mehr im Stande sind, sich und ihre Familien zu ernähren.“

Seit 1830 sahen sich viele Arbeitsleute des Sauerlandes und landlose Bauernsöhne gezwungen, der kümmerlichen Existenz und den fehlenden Selbstversorgungsmöglichkeiten durch eine Auswanderung nach Amerika zu entkommen. Zwischen 1818 und 1872 sollen nach Schätzungen zwischen 7.000 und 9.000 Menschen auf diesem Weg das kurkölnische Sauerland verlassen haben. In den 1880er Jahren ebbte diese Auswanderungswelle ab. Es folgte jedoch eine Abwanderung in die Städte und Industriegebiete, zunächst oft noch in Form eines Pendlerdaseins. Zu dieser Zeit war es allerdings auch schon zu erheblichen Verbesserungen der landwirtschaftlichen Methoden gekommen.

4. Der Traum: ein eigenes Häuschen und eine kleine Landwirtschaft

In den Bauerngemeinden hatten die Beilieger in öffentlichen Anliegen keinerlei Mitspracherecht gehabt. Sie galten nicht als „Herren im eigenen Haus“ und rangierten in der Sozialordnung weit unten. In alten amtlichen Dokumenten heißt z.B. die Gattin der Hausbesitzer „Frau“, während die Partnerin eines Beiliegers als „Weib“ bezeichnet wird.

Im frühen 19. Jahrhundert gab es nun aber nicht nur negative Entwicklungen wie den Wegfall alter Gemeinschaftsvorteile. Durch Privatisierung und Markenteilung eröffnete sich für Beilieger die Chance, eigenes Land zu kaufen und sich auf einer soliden Basis fest anzusiedeln. Viele kleine und ganz kleine Leute wollten jetzt endlich einen Traum wahr werden lassen: etwas Grund und Boden besitzen und Herr im eigenen Häuschen sein. Für dieses Wagnis mussten freilich bestimmte Voraussetzungen gegeben sein, wozu z.B. Geldgeber in der weiteren Verwandtschaft gehören konnten. Meistens reichte es ohnehin nur zum Kauf eines kärglichen Bodens in schlechter Lage. Auch die neubegründete eigene Kleinlandwirtschaft musste weiterhin mit Tagelöhnerei, handwerklichem Erwerb sowie Lohnarbeit im Bergbau oder in der später auch mancherorts im Sauerland aufkommenden Industrieproduktion kombiniert werden. Wenn die für den Landkauf aufgenommenen Schulden abgetragen werden konnten und am Ende alles gut ging, war man anerkannter Kleinbauer, hatte endlich einen Namen und gehört dazu. Abgesehen von industriellen Schwerpunkten wie Neheim-Hüsten, Warstein oder Olpe war das soziale Leben im kölnischen Sauerland noch bis ins 20. Jahrhundert hinein vorwiegend von Landwirten und Handwerkern bestimmt. Wenn man nur „richtig katholisch“ war, galten sonstige Unterschiede innerhalb dieses Milieus eher als zweitrangig.

Maria Rörig hat den beschriebenen Aufstiegsweg am Beispiel des Stockumer Tagelöhners und Leinewebers Christian Glingener (1799-1869) nachgezeichnet. Als seine Kinder sich schon selbst ihr Brot verdienen konnte, lieh er sich nach Mitte des Jahrhunderts vom Schwager Geld und erwarb Land, zunächst 10 Morgen am Berg (Holzung Bornbringe) und 2 Morgen Acker. Für die Verbesserung der Ackerparzelle mussten noch viele Karren Erde herbeigefahren werden. Erst acht

Jahre später bewerkstelligte die Familie mit erstaunlich solidarischer Hilfe anderer kleiner Leute den eigenen Hausbau. Anders als beim Arbeiter-Eigenheim einer nachfolgenden Zeit waltete noch das Ideal des sog. Solstätteninhabers. Deshalb war der Bodenbesitz vorrangig. Die Leineweberei spielte um 1860 bereits keine Rolle mehr. Eine am neuen Häuschen eingerichtete Schmiede war in der nächsten Generation auch schon nicht mehr in Betrieb.

Rörig zitiert für 1863 aus dem Anschreibebuch der Tagelöhnerfamilie Glingener einen Liedeintrag: „O wie lieblich ist's im Kreis trauter Biederleute! / Mensch und Welt gewinnt darin eine bessere Seite; / Und das ganze Lebensbild wird so herrlich, wird so mild, / Jeder muss es lieben!" Zwischen den Zahlen ist immer wieder Poesie versteckt. Man träumte von einem Feierabend auf dem Biedermeiersofa und wollte auch etwas von den schönen, zweckfreien Dingen des Lebens mitbekommen.

Der Blick zurück in die Geschichte lehrt den Respekt vor früheren Generationen. Mein Ur-Ur-Urgroßvater Franz (1789-1849), ein auf Damast-Stoffe spezialisierter Leinenweber ohne eigenen Haus- und Bodenbesitz, erwarb 1828 im Zuge der Parzellierung des ehemaligen Rittergutes Bremscheid (ab 1814) insgesamt 48 Morgen Wald- und Ackerland. Davon wurde 1842 ein Drittel als Erbteil eines Sohnes, der Drechsler war, abgetrennt. Erst 1893 war das verbliebene Land im Grundbuch endgültig als schuldenfrei eingetragen! In zwei Schüben wanderten aufgrund der ärmlichen Verhältnisse vor Ort Mitglieder der Familie in den 1860er und 1880er Jahren in die Vereinigten Staaten von Amerika aus. Mein Großvater Wilhelm (1894-1945) hat als Kind erstaunlicherweise noch die Webstühle in der Stube klappern gehört und beim Bereitlegen der Spulen und Schiffchen geholfen. Er selbst musste dann als Schneider und Kleinbauer auf kärglichem Boden mit seiner Frau zusammen elf Kinder ernähren. Bevor im zweiten Weltkrieg zwei seiner Söhne ihr Leben verloren, soll er beim Arbeiten viel gesungen haben.

Der Beitrag basiert auf einem Artikel für das Landwirtschaftliche Wochenblatt Westfalen-Lippe (südwestfälische Regionalausgabe: Nr. 43 vom 24.10.2013, S. 72 IIIb-73 IIIb).

VII.
„Die Marketender!“
Aus der Dorf-Chronik von Sallinghausen

VON HEINRICH HEYMER, LANDWIRT

In handschriftlichen Aufzeichnungen, die keineswegs als kritische Geschichtsdarstellungen gelesen werden dürfen, hat der Bauern Heinrich Heymer (1898-1966) aus Eslohe-Sallinghausen nach – oftmals unzuverlässigen – mündlichen Mitteilungen und eigenen Erinnerungen die Chronik seiner näheren Umgebung erzählt (Archiv Museum Eslohe). Hierzu gehört auch der nachfolgende Abschnitt über die „Marketender“.

Hof Heymer in Sallinghausen um 1960 (Archiv Museum Eslohe)

In alten Zeiten, als es noch keine Sammel-Molkereien und keine Eier-Sammelstellen gab, war man auf die Marketender angewiesen, wenn man Eier, Butter und Schlachtgeflügel absetzen wollte. Um die Jahre 1850/70 kam von Beisinghausen die sogenannte **„Butterfränz“**, eine Witwe, die mit Vornamen Franziska hieß, als Abnehmerin. Sie trug ihren schweren Korb meist auf dem Kopf. Zu diesem Zweck hatte sie ein weiches Kissen unter dem Korb befestigt.

Später kam von Wenholthausen mit einspännigem Pferdewagen der Marketender **Biskopink**, der Mittwochs durch das ganze Salweytal bis Schliprüthen, Becksiepen fuhr.

Caspar Wrede (Grevenbacks Caspar) kam Freitags hier durch. Er fuhr durchs Salweytal. Er kam jedesmal auf unsern Hof, legte dann seinen mageren Pferdchen einen großen Arm voll Heu vor, derweil er bei der Tante Eickhoff seine Reibekuchen verzehrte. Das übrige Heu tat er dann aber in seinen Sack. Die Knechte ärgerten sich darüber und richteten es immer so ein, dass Freitags Nachmittags die Heukiste leer war. Das gab jedesmal ein Lamento.

Biskoping und Wrede hatten ihre Pferde immer ganz erbärmlich mager. Zum Streuen nahmen sie von Sternberg jedesmal einige Säcke Sägemehl mit. Böse Zungen meinten, sie mischten dieses durch das Futter.

Des Samstags morgens in aller Frühe gegen 3-4 Uhr fuhren dann alle nach Arnsberg, um dort ihre Sachen an den Mann oder die Frau zu bringen. Sie hatten alle ihre bestimmten Kunden in der „Krone der Welt“. Heinemann und Eickelmann kamen immer frühzeitig und nüchtern wieder zurück. Bei den andern beiden war das anders. Die hatten immer zu viel Durst. Die Pferde fuhren schon von selbst vor jeder Wirtschaft vor. Diese beiden kamen auch zu nichts, wohingegen die beiden ersteren bauen konnten und Grundstücke zukaufen konnten. – Derweil diese beiden Herren ihren Rausch ausschliefen, fanden die Pferde ihren Stall ganz allein.

Während des Manövers auf dem Büenefeld im Jahre 1908 fuhr der Marketender Biskoping im Sept von Sallinghausen heimwärts. Bei Schulten Kalkofen wurde er von einer Husarenpatrouille überholt. Die magere Mähre, ein ehemaliges Kavalleriepferd, wurde ganz nervös und fing an zu trippeln. Als dann unten auf der Wennestraße das Trompetensignal „Zum Sammeln“ ertönte, war es aus mit der Disziplin des Marketenderpferdes. Es nahm sofort die nächste und übernächste Gangart ein und kam gallopierend auf dem Sammelplatz an. Biskopink, der nicht auf diese Gallopsprünge gefasst war, fiel rücklings von seinem Sitz mitten in die Eierkiste. Ohne Hilfe der Husaren, die sich vor Lachen nicht halten konnten, wäre er allein nicht wieder hoch gekommen. Da die Eier in Häcksel oder Kaff verstaut waren in der Kiste, war das bestimmt ein köstlicher Anblick mit dem von Rühreiern und Kaff garnierten [Biskoping].

1. Der Marketender Caspar Wrede, Wenholthausen

Caspar Wrede war ein sehr leutseliger und freundlicher Mann. Er war immer am lächeln. Auf seinen einsamen Fahrten war er immer knochenhart am Singen, falls er nicht schlief. Wenn er aber seinen Hut ganz schief auf hatte, merkte man gleich, dass er einen über den Durst getrunken hatte.

Als er noch jünger war, unternahm er mal einen Emmausgang auf Ostermontag mit noch 3 andern Freunden nach der Nachbarstadt Grevenstein. Der Schuhmacher Eduard Schulte war dabei. Erst wurde tüchtig gebechert nach dem anstrengenden Fußmarsch.

Allmählich stach der Hafer den Kaspar Wrede. Er bestieg einen Stuhl und fing an zu reden: „Ihr Grevensteiner seid brave und ehrliche Leute. Ihr geht in kein Wirtshaus und spielt keine Karten. Das wunderbare Veltins Bier habt ihr aus erster Hand.

Nun wollen wir aber auch mal die Schattenseiten von Grevenstein betrachten: Ihr Grevensteiner seid Holzdiebe, Lohdiebe und Ehebrecher. Um das Gelagsgeld für das Schützenfest bestreiten zu können, müsst ihr euch in den Bauernwaldungen erst einige Zentner Loh heimlich schälen oder die fertigen Bürden stehlen. (Früher (Schüttenglog met Freibeier) Laubspleiten. Eichengerbrinde schälen.) Weiter habt ihr den weltberühmten Schweineschneider (Kastrateur). Der schneidet die Sauen, dass sie 8 Tage später wieder brünstig (bärs) werden.

Da war es aber aus mit der Geduld der Grevensteiner. Fluchtartig mussten diese 4 Wenholthauser das Hasenpanier ergreifen, verfolgt von den mit Backsplitten bewaffneten Verfolgern. So schnell wie an diesem Tag sind sie wohl nie wieder in Wenholthausen angekommen. Schusters Eduartken soll gesagt haben, er könne sich wenigstens die durchgelaufenen Schuhe wieder selbst besohlen.

Wenholthausen um 1910: Der Marketender Anton Eickelmann mit seiner Familie
(Fotoarchiv Museum Eslohe)

2. Die Niggenhäusers vier Gebrüder

Das heutige Hotel Beckmann (Sauerländer Hof) in Wenholthausen hatte der älteste der 4 erbaut. Er verkaufte es später an den Vater von Anton Kaufmann, den Vorgänger der Fa. Nolte & Schulte.

Der 2. baute sich das sogenannte Engelberts Haus, weil er Engelbert Schulte hieß, kaufte Grundstücke dabei, betrieb auch einen Laden, nahm auch Bestellungen auf Klee und Gras-Sämereien. Er war auch Taxator bei Bränden, Hagelschlag und Wildschaden.

Der 3. im Bunde war der Bauunternehmer Theodor Schulte gt. Theodors, der Großvater des heutigen Bau-Ingenieurs und Gem.-Bürgermeisters Schulte. Theodor baute 1896 auf unserm Hofe den neuen Kuhstall.

Niggehuisers Hennes Joh. Schulte kaufte von der Familie Swens das Gut Hab[b]ecke. Er konnte es aber nicht halten und verkaufte das Anwesen wieder an einen nachgeborenen Sohn von Schröjahr gt. Flashar in Büenfeld. Unter dem Namen Schweins Franz habe ich denselben n[och] gek[annt].

[Die 4 Gebrüder Schulte-Niggehäusers! (Fortsetzung)]
Böse Zungen sagten ihnen nach, dass sie auf keiner Stelle des Körpers noch die erste Haut hätten, da sie überall, wo sie sich auf Festlichkeiten sehen ließen, im Handumdrehen in Schlägereien und Handgemenge verwickelt waren.

Besonders schlimm war das auch bei den alljährlich im Frühjahr u. Herbst stattfindenden Kontrollversammlungen (Apell genannt) der Militärpflichtigen.

Da Schröger keine Kinder hatte, nahm er einen Neffen seiner Frau, den Franz Bücker aus Grevenstein, als Erbe bei sich. Dieser heiratete sich mit Elis. Baumhöfer vom Einberg (Ei[m]merch).

Schwens Franz machte in den Jahren 1910-1925 bereits Reklame in der Zeitung für seine Sommerfrische – mit dem Zusatz[:] Elektr. Licht im Dorfe. [–] Er selbst hatte aber noch keins [–] u. eigene Baderei. Er hatte aber nur ein Waschfaß unter einem Obstbaum stehen.

Nach dem Verkauf von Gut Hab[b]ecke ging dann Niggehäusers Hennes nach Amerika. Er konnte dort aber keinen festen Fuß fassen und kehrte nach einigen Jahren nach Wenholthausen zurück.

Sein Sohn, Niggehäusers Hennesken, war ein sehr großer Photograph. Er baute in Eslohe das Haus, welches jetzt Franz Gockel besitzt. Er hatte auch ein großes Anstreicher-Geschäft dabei. In den Neubau baute er sofort ein Atelier mit Glasdach ein. Seine beiden Gehilfen Muer und Wiese (Hartschulten Josef v. Frielinghausen) kauften ihm das Haus u. Geschäft ab. Joh. Schulte zog dann nach Neheim, gründete dort die neue Firma Schulte & Weine, Lacke, Farben etc. Es ging ihm vorübergehend recht gut, dass er sich eine Jagd pachten konnte. Es war aber eine Scheinblüte. Sein früheres Haus in Eslohe kaufte später die Obst- & Beerenverwertung (Marmeladenfabrik) in Eslohe. Dasselbe wurde von dem Leiter Herrn Herm. Wienecke bewohnt.

3. Eickelmann und Heinemann

Der Marketender Eickelmann aus Wenholthausen, auch Eggert genannt, kam jeden Freitag hier durchs Dorf u. durch Niedereslohe, um Eier, Butter und Schlachtgeflügel sowie Wildpret aufzukaufen. Er bezahlte aber nicht gern in bar, sondern lieferte Kolonialwaren wie Reis, Nudeln, Zucker, Salz, Puddingpulver, Soda, Kaffee etc. und verrechnete diese Sachen mit den Frauen. Er hatte nämlich einen Laden.

Er zahlte im Sommer für ein Ei 4-5 Pfg. und für ein [Pf.] Butter 80 Pfg., im Winter 7 Pfg. und 1 Mk.

Er nahm für 1 Pf. Stampfzucker 22 Pf. und 1 Pf. Würfelzucker 24 Pfg. in den Jahren 1904/05.

Er hatte sein Pferd immer im guten Futterzustande, da er ja auch noch Landwirtschaft betrieb.

Um die Jahrhundertwende fingen dann einige fortschrittliche Bauern bereits damit an, Baumwollsaatmehl und Erdnußkuchen- oder mehl an die Milchkühe zu füttern. Dadurch steigerte sich der Butterverkauf.

Der Marketender Heinemann aus Wenholthausen kam Donnerstags hier durchgefahren. Hier im Dorf kaufte er nichts auf, sondern machte seine Geschäfte hauptsächlich in Sieperting, Marpe, Kückelheim und Dormecke.

Er hatte sehr schöne weiche Brötchen, Korinthenstuten sowie 10 Pfg. und 20 Pfg. Kleinroggen zu verkaufen, die er selbst buck. Als ich noch nicht zur Schule ging, musste ich immer aufpassen und der Tante im Hause Bescheid sagen, wenn sich Heinemann dem Dorfe näherte. Als ich größer war – und in den Ferien – gab mir dann die Tante Geld. Dann durfte ich schon selbstständig die Heinemanns Brötchen etc. einkaufen.

Mit Jos. Baust zusammen mussten wir unten auf der Wenne oft stundenlang auf den Marketender Eickhoff von Reiste warten, der für Gockeln von Arnsberg öfter etwas besorgte.

VIII.
Literaturverzeichnis
(mit Kurztiteln)

Im Netz zugängliche Internetressourcen
sind nachfolgend mit einem Sternchen gekennzeichnet.*

Andrees 1939 = *Andrees*, Irmgard: Untersuchungen über eine asoziale Sippe in Münster (Westf.). Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster. Leipzig: Thieme 1939. = Sonderdruck aus: Der Öffentliche Gesundheitsdienst. Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst e.V., der Staatsakademie des Öffentlichen Gesundheitsdienstes Berlin und der Wissenschaftlichen Gesellschaft der deutschen Ärzte des öffentlichen Gesundheitsdienstes. 5. Jg., Heft 3 (5. Mai 1939), S. 81-101.

Arnold 1980 = *Arnold*, Hermann: Fahrendes Volk. Randgruppen des Zigeunervolkes. Neustadt/Weinstraße: Pfälzische Verlagsanstalt 1980. [Erstausgabe 1975 nur u.d.T. „Randgruppen des Zigeunervolkes"]

Arnsberg-Niedereimer 1974* = *Bericht über Fahrende Leute und eine Musikkapelle* [11 Seiten]. Eingesandt 1974 aus Arnsberg-Niedereimer. Berichtzeitraum 1900-1970. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS05155. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/5001-6000/5101-5200/05155.pdf

Ayaß 2004* = *Ayaß*, Wolfgang: „Asozial" und „gemeinschaftsfremd". Wohnungslose in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur. In: wohnungslos 46 (2004), Heft 3, S. 87-90. http://bag-wohnungslosenhilfe.de/ausstell/artikel.pdf

Ayaß 2007 = *Ayaß*, Wolfgang: Wohnungslose im Nationalsozialismus. Begleitheft zur Wanderausstellung der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. Bielefeld 2007.

Backmann 1992 = *Backmann*, Ulrich: Wi stoaht fast. Kiepenkerle in Westfalen. = Veröffentlichungen der Stadtbücherei und des Stadtarchivs Haltern Bd. 5. Stadt Haltern 1992.

Berens-Totenohl 1992 = *Berens-Totenohl*, Josefa: Alles ist Wandel. Autobiographie. [Edition mit umfangreichem Anhang; betreut von Peter Bürger und Heinrich Schnadt]. Eslohe 1992. [Vgl. zum veränderten öffentlichen Standort des Editors P. Bürger seit 2001: daunlots 2014b*]

Berleburg-Berghausen o.J.* = *Bericht über Fahrende Leute* [3 Seiten]. Eingesandt – undatiert – aus Bad Berleburg-Berghausen (Siegen-Wittgenstein). Berichtszeitraum: 1910-1935. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS05655. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/5001-6000/5601-5700/05655.pdf

Breuning 1969 = *Breuning*, Klaus: Die Vision des Reiches. Deutscher Katholizismus zwischen Demokratie und Diktatur (1929-1934). München: Max Huber Verlag 1969.

Bürger 1993 = *Bürger*, Peter (Bearb.): Christine Koch. Liäwensbauk. Erkundungen zu Leben und Werk. = Christine Koch-Werke. Ergänzungsband. Hg. Museum Eslohe. Fredeburg 1993, bes. S. 46-48 und 76-77.

Bürger 2005 = *Bürger*, Peter: Legende, Überlieferung, Dichtung und Heimatlob. In: Franzen, Rudolf (Hg.): Esloher Forschungen Band IV. Kunst und Kultur im Esloher Raum. Eslohe 2005, S. 151-326. [Zu „Fahrenden": S. 232-233, 267-271, 278-279, 288-289.]

Bürger 2009* = *Bürger*, Peter: Pro Judaeis. Die römisch-katholische Kirche und der Abgrund des 20. Jahrhunderts. Zweite Internetauflage. Düsseldorf Oktober 2009. www.friedensbilder.de

Bürger 2010 = *Bürger*, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe 2010.

Bürger 2012 = *Bürger*, Peter: Liäwensläup. Fortschreibung der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Eslohe 2012.

Bürger 2013 = *Bürger*, Peter: Fang dir selbst ein Lied an! Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland. Eslohe: Museum Eslohe 2013.

Bürger/Kirchhöfer 2000* = *Bürger*, Peter / *Kirchhöfer*, Holger (Red.): Ökumenische Erklärung von Düsseldorfer TheologInnen und Christen in Sozialberufen zur Achtung gegenüber Wohnungslosen und Suchtkranken und die Auseinandersetzung um die Düsseldorfer Straßenordnung (DstO). Dokumentation und Pressespiegel August 1999 – März 2000. Düsseldorf: Initiative „Ökumenische Erklärung“ [Armenküche] 2000. [Auszug im Internet: www.ik-armut.de/inhalt/Doku-oeku.htm]

D'Arcangelis 2004* = *D'Arcangelis*, Andrew Rocco Merlino: Die Verfolgung der sozio-linguistischen Gruppe, der Jenischen (auch als die deutschen Landfahrer bekannt) im NS-Staat 1934-1944. Hamburg: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky 2004. http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2004/2247/

daunlots 2012* = *Bürger*, Peter (Bearb.): Nationalkonservative, militaristische und NS-freundliche Dichtungen Christine Kochs 1920-1944. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 59. Eslohe 2012. www.sauerlandmundart.de

daunlots 2013* = *Bürger*, Peter: Der völkische Flügel der sauerländischen Heimatbewegung. Über Josefa Berens-Totenohl, Georg Nellius, Lorenz Pieper und Maria Kahle – zugleich ein Beitrag zur Straßennamen-Debatte. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 60. Eslohe 2013. www.sauerlandmundart.de

daunlots 2014a* = Georg Nellius (1891-1952). Völkisches und nationalsozialistisches Kulturschaffen, antisemitische Musikpolitik, Entnazifizierung – Darstellung und Dokumentation im Rahmen der aktuellen Straßennamendebatte. *Vorgelegt von Peter Bürger und Werner Neuhaus in Zusammenarbeit mit Michael Gosmann (Stadtarchiv Arnsberg)*. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 69. Eslohe 2014. www.sauerlandmundart.de

daunlots 2014b* = Josefa Berens-Totenohl (1891-1969), nationalsozialistische Erfolgsautorin aus dem Sauerland. – *Forschungsbeiträge von Peter Bürger, Reinhard Kiefer, Monika Löcken, Ortrun Niethammer, Ulrich Friedrich Opfermann und Friedrich Schroeder*. Herausgegeben vom Christine Koch-Mundartarchiv in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatbund Olpe. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 70. Eslohe 2014. www.sauerlandmundart.de

daunlots 2014c* = *Bürger*, P. (Red.): Maria Kahle (1891-1975), Propagandistin im Dienst der Nationalsozialisten. – Beiträge von Hans-Günther Bracht, Peter Bürger, Karl Ditt, Walter Gödden, Wolf-Dieter Grün, Roswitha Kirsch-Stracke, Werner Neuhaus, Iris Nölle-Hornkamp und Friedrich Schroeder. = daunlots. internet-beiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 71. Eslohe 2014. www.sauerlandmundart.de

Dornseiffer 1904 = *Dornseiffer*, [Johannes]: En halwen Suekopp. Humoreske. In: Mescheder Zeitung, 23.9.1904.

Dünnebacke 1999 = *Dünnebacke*, Josef [1878-1963]: Erinnerungen aus meiner Kinder- und Jugendzeit in Hengsbeck II [verfasst 1934]. In: Esloher Museumsnachrichten 1999, S. 21-29.

Feudingen 1974* = *Bericht über Fahrende Leute* [7 Seiten]. Eingesandt 1974 aus Feudingen/Wittgenstein. Berichtszeitraum ca. 1875-1974. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS05674. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/5001-6000/5601-5700/05674.pdf

Fiebig-Datenbank 2013 = *Digitale Genealogische Datenbank, erarbeitet von Magdalene Fiebig* (Eslohe-Sieperting); Daten abgerufen am 16.8.2013 im Archiv des Museums Eslohe.

Fings/Opfermann 2012 = *Fings*, Karola / *Opfermann*, Ulrich Friedrich (Hg.): Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933-1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung. Paderborn: Schöningh 2012.

Franzen 1995 = *Franzen*, Kuni: Das Porträt. Der Landarzt Dr. Johannes Hegener [1883-1968]. In: Esloher Museumsnachrichten 1995, S. 36-40.

Gebhardt 1996 = *Gebhardt*, Gerd: Kiepenlisettken. Ein Original des märkischen Sauerlandes. In: Gierke, Günter (Red.): Gemeinde Schalksmühle. Beiträge zur Heimat- und Landeskunde. (Hg. Heimatbund Märkischer Kreis e. V.). Schalksmühle 1996, S. 51.

Groeteken 1983 = *Groeteken*, Friedrich Albert: Sagen des Sauerlandes [1921; zweite vermehrte Auflage. Schmallenberg 1926]. Neu herausgegeben von Madalena Padberg. Fredeburg: Grobbel 1983.

Grüber 1957 = *Grüber*, Tilly: „Kiepenlisettken". Ein sauerländer Original. In: Gesellschaft der Freunde der Burg Altena / Westfälischer Heimatbund (Hg.): Schalksmühle Dahlerbrück. Altena 1957, S. 34.

Gründer 1984 = *Gründer*, Horst: Rechtskatholizismus im Kaiserreich und in der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. In: Westfälische Zeitschrift 134. Band (1984), S. 107-155.

Hallenberg 1977* = *Bericht über Fahrende Leute und Händler* [27 Seiten]. Eingesandt 1977 aus Hallenberg (Liesen, Hesborn). Berichtszeitraum: 1880 bis 1970. Mehrere Gewährsleute. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS05985. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/5001-6000/5901-6000/05985.pdf

Hallenberg-Liesen 1979* = *Bericht über Gestaltung und Ablauf von Arbeit und Freizeit* [10 Seiten]. Eingesandt 1979 aus Hallenberg-Liesen. Berichtszeitraum: 1900-1920. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS06131. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/6001-7000/6101-6200/06131.pdf

Höher 1985 = *Höher*, Peter: Heimat und Fremde. Wanderhändler des oberen Sauerlandes. Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. Hg. Volkskundliche Kommission für Westfalen des LWL. Heft 41. Münster 1985.

Jung 2010 = *Jung*, Karl (Wenden): Vaganten in unserer Heimat. In: Heimat-Jahrbuch des Kreises Altenkirchen 2010, S. 290-291.

Kiepenlisettken 1982 = *Kiepenlisettken auf dem Rathausplatz offiziell übergeben*. – Urenkelin stellte Familienähnlichkeit fest. In: Lüdenscheider Nachrichten (Lokalteil Schalksmühle), 30.11.1982.

Knitter 2000 = *Knitter*, Christa: „Das Dutzend zu dreizehn Stück". In: Heimatbund Märkischer Kreis / Stadt Halver (Hg.): Halver, einfach sympathisch. Beiträge zur Heimat- und Landeskunde [Heimatbuch zum Kreisheimattag]. Altena 2000, S. 221-222. [zum „Kiepenlisettchen"; nicht eingesehen]

Knoppe 2005 = *Knoppe*, Willy: Un bey allem is wuat – Orientierungssuche in einer regionalen Sprachform. Eine literaturpädagogische Untersuchung zu den Werthaltungen in der niederdeutschen Lyrik von Christine Koch. Göttingen 2005.

Koch 1992 = *Koch*, Christine: Werke. Erster Band: Gedichte in sauerländischer Mundart. Bearbeitet von Manfred Raffenberg. Hg. Museum Eslohe. Eslohe/Fredeburg 1992, S. 38, 144, 154-168. [Mundartgedichte zu „Fahrenden und Heimatlosen“] [Hochdeutsches Arbeitsbuch zum Band auch auf www.sauerlandmundart.de: daunlots nr. 3]

Koch 1994 = *Koch*, Christine: Werke. Zweiter Band: Erzählungen und andere Prosa in sauerländischer Mundart. Bearbeitet von Peter Bürger. Hg. Museum Eslohe. Eslohe/Fredeburg 1994.

Köster 1814* = *Koester*, Ludwig Albert Wilhelm: Chronologisches Verzeichniß der für das Herzogthum Westphalen bis zu Ende achtzehnhundert zwölf erlassenen Gesetze, Verfügungen, Generalien, Regulative, Instructionen, und anderer Gegenstände, welche in der Polizeiordnung und Edictensammlung nicht eingerückt sind. Arnsberg 1814. http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de

Kuhn 1859* = *Kuhn*, Adalbert (Hg.): Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. Zweiter Theil: Gebräuche und Märchen. Leipzig: Brockhaus 1859. http://books.google.de

Kühn 1936 = *Kühn*, Fritz (Bearb.): Sagen des Sauerlandes [= Das Sauerland, Band 2]. Meschede: Wagener 1936.

Lauber-Stammreihen I-VIII = *Lauber*, Josef: Stammreihen sauerländischer Familien [nur Höfe bzw. Häuser und Besitzer]. Bd. I: Kirchspiel Reiste. / Bd. II: Kirchspiel Dorlar. / Bd. III.1: Kirchspiel Eslohe. / Bd. III.2: Kirchspiel Remblinghausen. / Bd. IV: Kirchspiel Berghausen, Kirchspiel Fleckenberg, Kirchspiel Lenne. / Bd. V: Kirchspiel Wormbach. / Bd. VI.1: Kirchspiel Bödefeld. / Bd. VI.2: Kirchspiel Kirchrarbach. / Bd. VII.1: Kirchspiel Oberkirchen. / Bd. VII.2: Kirchspiel Grafschaft. / Bd. VIII: Kirchspiel Stadt Fredeburg. – Erschienen ab 1977. [Von mir benutzt in der Bibliothek des Museums Eslohe: Digitalisierte Abschrift aller Bände mit wechselndem Impressum, z.T. Neubearbeitungen mit Ergänzungen]

Lerche 2009 = *Lerche*, Eva-Maria: Alltag und Lebenswelt von heimatlosen Armen. Eine Mikrostudie über die Insassinnen und Insassen des westfälischen Landarmenhauses Benninghausen. Münster: Waxmann 2009.

Lerche/Stratmann 2012 = *Lerche*, Eva-Maria / *Stratmann*, Hildegard (Hg.): Lebenszeichen. Privatbriefe unterbürgerlicher Schichten aus den Akten des Landarmenhauses Benninghausen. Münster: Waxmann 2012.

Lichte 2007 = *Lichte*, Hilde: Kiepenlisettchen. – Als Kiepenlisettchen durch die Lande zog. Ein Original des Märkischen Sauerlandes. Druck: Pomaska-Brand Verlag. Schalksmühle: Selbstverlag 2007. [12 Seiten]

Lichte/Hoffmann 2006 = *Lichte*, Hilde / *Hoffmann*, Roland: Max Kettling (1883-1960). Ein Fotograf aus dem Märkischen Sauerland. Schalksmühle: Pomaska-Brand 2006.

Mette 1932 = *Aus dem Leben eines Sonderlings: „Robertchen“*. Mitgeteilt von Gebr. Mette, Holzen vorm Luer. In: Heimwacht. Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes 14. Jg. (1932) Heft 1, S. 12-16.

Milton 1995* = *Milton*, Sybil: Vorstufe zur Vernichtung. Die Zigeunerlager nach 1933. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Jg. 43 (1995), Heft 1, S. 115-130. www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1995_1.pdf

Museum Nienburg 1991 = *Museum Nienburg* (Hg): Glasherstellung in Nienburg. 100 Jahre Wilhelmshütte 1891-1991 [Ausstellungskatalog]. Nienburg/Weser 1991, S. 77-92. [Beiträge von Werner D. Godehart und Eilert Ommen zu den Korbmachern der Wilhelmshütte]

Neunkirchen 1974* = *Bericht über Erinnerungen an Händler und Hausierer* [6 Seiten]. Eingesandt 1974 aus Neunkirchen (Siegen-Wittgenstein). Berichtszeitraum: ab 1890. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS05627. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/5001-6000/5601-5700/05627.pdf

Neunkirchen-Salchendorf 1973* = *Bericht über Ernährung und den Tagesablauf im Haushalt* [9 Seiten]. Eingesandt 1973 aus Neunkirchen-Salchendorf (Siegen-Wittgenstein). Berichtszeitraum: 1900-1914. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS04971. www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/4001-5000/4901-5000/04971.pdf

Opfermann 1997 = *Opfermann*, Ulrich Friedrich: „Dass sie den Zigeuner-Habit ablegen". Die Geschichte der „Zigeuner-Kolonien" zwischen Wittgenstein und Westerwald. 2. ergänzte Auflage. Frankfurt a.M. 1997.

Opfermann 1998 = *Opfermann*, Ulrich F.: Der „Mäckes" – Zu Geschichte und Bedeutungswandel eines Schmähworts. In: Nassauische Annalen Bd. 109, 1998, S. 363-386.

Opfermann 1999 = *Opfermann*, Ulrich Friedrich: „Fahrende" im Grenzraum Sauerland – Siegerland – Oberberg im 17. und 18. Jahrhundert. In: Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe Folge 196 (3/1999), S. 193-214.

Opfermann 2007 = *Opfermann*, Ulrich Friedrich: „Seye kein Ziegeuner, sondern kayserlicher Cornet". Sinti im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung anhand archivalischer Quellen. Berlin 2007.

Opfermann 2010 = *Opfermann*, Ulrich F.: „Die Jenischen und andere Fahrende". Eine Minderheit begründet sich. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 19 (2010), S. 126-150.

Pilkmann-Pohl 1988* = *Pilkmann-Pohl*, Reinhard (Bearb.): Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Hg. Sauerländer Heimatbund e.V. Arnsberg 1988. [Digitalisiert auch im Internet: http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/mundartenarchiv-pdf.html]

Rörig 1985* = *Rörig*, Maria: Eine ländliche Arbeiterfamilie der vorindustriellen Zeit. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des kurkölnischen Sauerlandes. Münster 1985. www.lwl.org/voko-download/BilderNEU/422_043Roerig.pdf

Schmidt-Pilger 1997 = *Schmidt-Pilger*, Gertrud: De Oehme vertellet iut diäm Siuerlanne. Plattdeutsche Gedichte. Bad Berleburg [1997], S. 16-17. [Mundartgedicht „De Bleäkhännes"]

Schmuhl 2011 = *Schmuhl*, Hans-Walter: Weimarer Republik und Nationalsozialismus 1918-1945. In: Wermert, Josef (Hg.): Olpe. Geschichte von Stadt und Land. Bd. 2 / Teilband 1. Olpe 2011, S. 123-220, bes. S. 142-144.

Schnell 1957 = *Schnell*, Clemens: 660 Jahre Freiheit Hagen (Kreis Arnsberg). Festschrift und Heimatbuch zur Jubelfeier am 3.,4. und 5. August 1957. Druck: W. Hölken. Sundern 1957.

Schnell 1966* = *Bericht über Sagen von Erscheinungen* [21 Seiten]. Eingesandt 1966 von Clemens Schnell aus Sundern-Hagen. Berichtszeitraum: 1900-1960. In: Internet-Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. Intentarnummer [sic!]: MS02746. http://www.lwl.org/330-download/daten/manuskripte/2001-3000/2701-2800/02746.pdf

Schumacher 1967 = *Schumacher*, Elisabeth: Das kölnische Westfalen im Zeitalter der Aufklärung, unter besonderer Berücksichtigung der Reformen des letzten Kurfürsten von Köln, Max Franz von Österreich. Olpe 1967.

Sömer 1909 = *Sömer*, Peter: Hageröschen aus dem Herzogtum Westfalen. d.i. Legenden, Sagen und Geschichten, / Auch Schwänke, wo der Schelm drin lacht, / Gebräuch' und Sitten, nebst Gesichten / Der Birkenbäumer Völkerschlacht, / In Alltagsworten und Gedichten / Geschildert und ans Licht gebracht. [Erstauflage mit gleichem Umfang 1892]. 2. Auflage. Paderborn: Bonifacius-Druckerei 1909.

Stelzner 1911* = *Stelzner*, Helenefri[e]derike: Die Psychopathischen Konstitutionen und ihre sociologische Bedeutung. Berlin: Verlag von S. Karger 1911. http://archive.org/stream/39002010911205.med.yale.edu/39002010911205.med.yale.edu_djvu.txt

Strotdrees 1996 = *Strotdrees*, Gisbert: Fremde in Westfalen – Westfalen in der Fremde. Zur Geschichte der Ein- und Auswanderung von 1200 bis 1950. Münster-Hiltrup: Landwirtschaftsverlag 1996.

Vad 1941 = *Vad*, Hugo: Georg Nellius, ein deutscher Musiker. Darstellung nach amtlichen Urkunden und Dokumenten, an ihn gerichteten und von ihm geschriebenen Briefen, eigenen Aufsätzen, Gutachten der Reichsmusikkammer, Urteilen namhafter Tonkünstler, Konzertprogrammen von ihm geleiteter Aufführungen. Rezensionen in Fach- und Tagespresse. Sammlung und Ordnung des Materials [1941] durch Rechtsanwalt Hugo Vad, Neheim a. Ruhr (Sauerland), Adolf-Hitler-Strasse 52. [Historisches Centrum Hagen: Westfälisches Musikarchiv Hagen; Kopiensatz im Stadtarchiv Arnsberg] [Hier als Ausnahme aufgeführt: ungedruckt!]

Wulff 1852* = *Wulff*, W.: Zusammenstellung der polizeilichen Straf-Verordnungen für den Regierungs-Bezirk Arnsberg. Werl: Stein'sche Buchhandlung 1852. http://sammlungen.ulb.uni-muenster.de

Peter Bürger

Fang dir ein Lied an!

Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland.

ISBN 978-3-00-043398-6
(688 Seiten; fester Einband; 170 Abbildungen, 25,- Euro;
lieferbar über www.museum-eslohe.de [shop]

Mit einer Untersuchung zu den sauerländischen „Kötten“, zwei Studien zum Thema „Wilddiebe“, zahlreichen dokumentarischen Zeugnissen sowie Originalbeiträgen von Hans-Dieter Hibbeln, Werner Neuhaus, Dr. Friedrich Opes und Albert Stahl.

Selbsterfinder sind beliebte Gestalten der heimatlichen Überlieferung des Sauerlandes. In diesem Buch treten sie auf die Bühne: gewitzte Tagelöhner, Kleinbauern und Handwerker, lustige Leutepriester, schlagfertige Sonderlinge, Nachfahren von Eulenspiegel, Flugpioniere, Wunderheiler, berühmte Hausierer, Bettelmusikanten, ein heiliger Landstreicher, eine legendäre Wanderhändlerin, der populäre „Wildschütz Klostermann“ – flankiert von vielen sauerländischen Wilddieben – und sogar ein ganzes „Dorf der Unweisen“, dessen Klugheit nur Eingeweihte zu schätzen wissen.

Fast alle diese Lebenskünstler gehörten zu den kleinen Leuten und „Behelpers“. In ihnen spiegeln sich Bedürftigkeit, Sehnsucht und Reichtum jedes Menschen. Wir begegnen Gesichtern einer Landschaft, in der einstmals der „Geck“, ein Hofnarr besonderer Art, heimlich die Schützenfeste regierte. Unangepasste Alltagshelden verführen uns zu neuen Wahrnehmungen und zu einem anderen Leben: „Fang dir selbst ein Lied an!“

Bei den literarischen Erfindungen, Legenden und Räuberpistolen können wir natürlich nicht stehenbleiben. Der folkloristische Kult um sogenannte „Originale“ verschleiert oft die Lebenswirklichkeiten von Armen und Außenseitern. Geschichtenerzähler und Historiker sollten sich deshalb gemeinsam auf eine sozialgeschichtliche Spurensuche begeben. Tabus und Diskriminierungen müssen zur Sprache kommen. Wer von „Heimat“ spricht, darf die Geschichte der „Kötten“ und anderer Minderheiten nicht verschweigen.